

DIE WELTWOCHEN



Das Geheimnis der Mutterliebe

Egoismus und Evolution: Von der Ur-Mutter zur Karrierefrau. *Von Kai Michel*

Didier Burkhalter

Das erste richtige Interview mit dem neuen FDP-Bundesrat aus Neuenburg.
Von Urs Paul Engeler und Roger Köppel


Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY





Wissen, was zählt.

poggen[®]
pohl 

Intern

Zugegeben, es war ein etwas langer Anlauf für ein Interview. Die *Weltwoche*-Redaktoren Urs Paul Engeler und Roger Köppel trafen den neuen FDP-Bundesrat Didier Burkhalter, nach gewissen Verwirrungen zwischen dem Freisinn, dem Schweizer Fernsehen und der *Welt-*



Einfühlsamer Gastgeber: Didier Burkhalter.

woche (siehe Seite 36), am Ende doch noch zum Gespräch. Erschwerend kam hinzu, dass die Berner Innenstadt wegen der Ankunft des russischen Präsidenten wie ein Hochsicherheitstrakt abgeriegelt war, so dass das Treffen in der Parteizentrale und nicht im Bundeshaus stattfinden musste. Der neue Innenminister gab den einfühlsamen Gastgeber. Wofür er politisch steht und was er wirklich will, das lesen Sie auf Seite 34.

Die weibliche Evolution hat einen weiten Weg hinter sich. Während sich unsere affenhafte Urmutter noch ganz allein um ihren Nachwuchs kümmerte und es Monate dauerte, bis überhaupt ein anderer das Baby berühren durfte, bringen Frauen wie Madonna und Angelina Jolie ihre Kinder nicht einmal mehr selbst zur Welt. Die menschliche Natur ist flexibel. Unser Wissensredaktor Kai Michel hat viele Bücher und Studien zum Thema gelesen. Sein Fazit: Die Psyche der Frau wird immer noch von Verhaltensmustern bestimmt, die sich über Jahrtausende hinweg bewährt haben. Gerade in Sachen Mutterliebe. Seite 28

Wer wäre nicht gespannt auf eine Begegnung mit ehemaligen Mitgliedern einer Schweizer Geheimorganisation? Im idyllischen Krauchthal BE fanden sich schliesslich drei ältere

Herren ein, die jahrelang als Kader des militärischen Netzwerkes P-26 wirkten. Ihr Auftrag lautete, den nationalen Widerstand aufzubauen, sollte die Schweiz von einer fremden Armee besetzt werden. Achtzehn Jahre nach Auflösung der P-26 hat der Bundesrat die Veteranen von ihrer Schweigepflicht entbunden. Bei Kalbsleber, Rösti und einem Glas Weisswein lockerten sich die Zungen, und die Erinnerungen flossen. Unser Redaktor Peter Keller traf keine helvetischen James Bonds an. Vielmehr besorgte, manchmal rührende Patrioten, die in ihrer Freizeit die Rettung der Schweiz übten. Seite 54

Als Kultur- und Gesellschaftschef Philipp Gut ein Treffen mit Gunter Sachs im Kurort Baden-Baden plante, fragte er dessen Sekretär, wie lange die Fahrt ungefähr dauere. «Kommen Sie per Zug?» – «Nein, mit dem Auto.» – «Dann kommt es auf die Motorisierung an.» – «Sie können von rund 200 PS und italienischem Temperament ausgehen.» – «Allerhand», entfuhr es dem Sekretär, «bei einem Kulturjournalisten hätte ich eher einen rostigen Deux Chevaux erwartet.» Pünktlich traf unser Mann



Glamour: Gunter Sachs und Gattin Mirja.

im Nobelhotel «Brenner's» ein. Gunter Sachs, Mathematiker, Playboy-Legende und vierfacher Grossvater, führte in einem privaten Rundgang durch seine neuste Fotoausstellung. Mit einer digitalen Handkamera nahm er jedes Bild für den Besucher auf. Bald wurde klar, dass Kunst und Leben bei Gunter Sachs untrennbar verbunden sind: Beide sind eine fortgesetzte Verneigung vor der weiblichen Schönheit. Nach der Besichtigung stärkte sich Sachs an der Hotelbar. Dann lud er zum Essen. Neben ihm sass seine Frau, gegenüber Pierre Brice («Winnetou»). Seite 46 *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:
Daniel Ammann, Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Roy Spring
Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Eline Keller-Sørensen (*Assistentin*)
Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann
Infografik: Helmut Germer
Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig
Internet: Andreas Thut (*Leitung*)
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber


Verlagsleitung: Maike Juchler
Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli
Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Internetverkauf: Publicitas web2com AG
Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91
E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Versicherungen

Vorsorge

Risikomanagement



Zurich HelpPoint®

Rechnen Sie mit einer Autoversicherung, die höchsten Standards gerecht wird: Ihren.

Zurich HelpPoint® ist für Sie da, wenn Sie mehr als nur eine Versicherung brauchen.

Deshalb bieten wir Ihnen einen Versicherungsschutz, der Ihre hohen Erwartungen erfüllt. Bei einem Schadenfall lassen wir die Reparatur von ausgewählten Garagen ausführen, geben Ihnen darauf eine lebenslange Garantie (gemäss Garantiepäss) und stellen sicher, dass Sie während der Reparatur mobil bleiben.

Erfahren Sie mehr bei Ihrem Versicherungsberater,
unter 0800 80 80 80 oder auf www.zurich.ch/helppoint

Weil Sie uns wichtig sind.



Because change happenz®

Unfreisinn

Warum wollen FDP-Politiker mehr Geld vom Staat?

«Kloakenjournalismus» und das Zürcher Sozialamt.

Von Roger Köppel

Die FDP will mehr Geld vom Staat. Warum unterstützt die nach eigenem Bekunden Freisinnig-Demokratische Partei der Schweiz mitten in der Rezession eine Erhöhung der Beiträge für die Bundeshausfraktionen? Mit den Sozialdemokraten, den Grünen, der BDP, den Grünliberalen und der CVP stimmten die «Liberalen» für eine Steigerung der Staatsbesoldung unserer Parlamentarier. Die SVP war dagegen, aber die Mehrheit setzte sich durch.

Nur noch der Ständerat kann jetzt die Lohn-erhöhung stoppen, die den Bund rund eine Million Schweizer Franken jährlich kosten wird. Die Zuwendungen für die Fraktionen sollen von 94 500 Franken auf 112 000 Franken steigen. Die staatlichen Zulagen pro Person werden von heute 17 500 Franken auf stolze 20 800 Franken angehoben. Insgesamt kommt damit ein durchschnittlicher Milizparlamentarier auf ein unehrenamtlich hohes Jahres-salär von rund 130 000 Franken.

Um Zehntausende von Franken aufgerüstet werden zudem die Fraktionsbüros, was erfahrungsgemäss zu einer Flutwelle von Papier und Vorstössen führt, die dem Land wenig bringen, aber zeit- und kostenintensiv wieder diskutiert, verhindert und vergessen werden müssen.

Wo FDP draufsteht, müsste Freisinn drin sein. Das ist auch in diesem Geschäft entschieden nicht der Fall. Die unbedachte Aktion zur Erhöhung der eigenen Bezüge befördert eine unheilvolle Entwicklung. Warum ist die Schweiz für die Wirtschaft attraktiv? Weil die Gesetze stabil und die Steuern und Abgaben tief sind. Warum sind die Steuern tief? Weil der Staat schlank ist und entsprechend weniger Geld verbraucht. Warum ist der Staat schlank? Weil wir eine direkte Demokratie haben und die Schweizer Parlamente nicht vom Staat leben, so dass sie eine gewisse Un-abhängigkeit bewahren konnten.

Staaten wachsen automatisch, wenn sie nicht gebremst werden. Parlamentarier, die immer mehr Geld vom Staat beziehen, verlieren ihr Interesse, ihren Staat beim Wachsen zu behindern. Vor zehn Jahren waren die Fraktionsbeiträge halb so hoch wie heute. Mit ihren antiliberalen Lohnforderungen fördert die FDP eine Art staatliche Parteienfinanzierung, welche die freiheitlich-demokratischen



Der Ernst des Widerstands.

Grundlagen gefährdet, die uns stark und reich gemacht haben.

Die Politik beschwert sich über Manager, die sich ungeachtet ihrer Leistung immer höhere Saläre zahlen lassen. Auf tieferem Niveau machen es die Politiker genauso. Die jüngste Lohnerhöhung ebnet einem weiteren Vormarsch des Staates den Weg: Neu soll die Verwendung der Mittel durch die Bundesversammlung kontrolliert und damit politisch gesteuert werden. Die Parteien rücken damit noch näher an die Institution, die sie eigentlich beaufsichtigen sollen.

Einzig die SVP hielt diese Woche liberal dagegen, doch auch sie spricht mit gespaltener Zunge. Was nützt es, gegen Lohnerhöhungen anzurennen, um sie hinterher dann jeweils doch, mit einem Ausdruck des Bedauerns, in Empfang zu nehmen? Der Ernst des Widerstands bemisst sich an der Bereitschaft zum Verzicht. Es ist nicht nur unfreisinnig, sondern unanständig, wenn Politiker gerade in der Krise auf Kosten des Staates mehr verdienen wollen.

Die *Neue Zürcher Zeitung* nannte es eine «unsägliche Kampagne» gegen die Zürcher Sozialvorsteherin Monika Stocker. Zürichs damaliger Stadtpräsident Elmar Ledergerber polterte an einer Ansprache zum 1. Mai: «Köppel wäre besser in Deutschland geblieben.» Alle Medien und die meisten Zürcher Kommunalpolitiker standen eisig gegen den *Weltwoche*-Reporter Alex Baur, als dieser zwi-

schen dem Frühling 2006 und dem Februar 2008 in einer preisgekrönten Artikelserie gravierende Missstände im Zürcher Sozialamt aufdeckte. Aus den Recherchen ging hervor, dass sich unter der Führung der allseits geliebten Amtsvorsteherin Stocker eine Kultur der sorglosen Geldvergabe an Sozialbetrüger und Ausländer etablieren konnte, die in keiner Weise dem Auftrag entsprach, den die Behörde wahrnehmen sollte.

Baur dokumentierte ungezählte Fälle, aber er wies auch auf die entscheidende Tatsache hin, dass oft nicht einmal der «Missbrauch» das Problem der Zürcher Sozialhilfe war, sondern ein enthemmter «Gebrauch», der durch eine weltfremde Gesetzgebung erst ermöglicht wurde.

Von Beginn weg wollte der Reporter auch die Kritisierten zu Wort kommen lassen, doch Amtsvorsteherin Stocker mauerte und versuchte, den Journalisten durch falsche Anschuldigungen in Verruf zu bringen. Ihre Stadtratskollegen leisteten Schützenhilfe und bezichtigten Baur ihrerseits einer, wie sie im Vorbeigehen sagten, «schweinishen Kampagne». Am Tiefpunkt der Uneinsicht bestellten die Behörden eine «Blitzexpertise» unter dem Patronat des früheren Flüchtlingsbeauftragten Peter Arbenz (FDP). Der im Auftrag der Regierung prüfende Vorsitzende kam nach der rekordverdächtig raschen Durchleuchtung von 300 Falldossiers in lediglich 5 Tagen, o Wunder, zum überraschenden Befund, dass die Vorwürfe der *Weltwoche* nicht stimmten. Freudig applaudierte der *Tages-Anzeiger*: «Kritik an Sozialamt löst sich in Luft auf.» Eine Zürcher SP-Gemeinderätin warf dem Reporter «übelsten Kloakenjournalismus» vor, die *Weltwoche* lese sie aber seit Jahren aus Prinzip nicht mehr.

Was nicht sein darf, kann nicht sein. Seit letzter Woche aber ist es sogar aktenkundig: Ein Zürcher Gericht befasste sich mit dem Fall von Esther Wyler und Margrit Zopfi, zwei früheren Mitarbeiterinnen Monika Stockers, die der *Weltwoche* unter Verletzung des Amtsgeheimnisses die brisanten Informationen anvertraut hatten. Die beiden Frauen waren empört über die verantwortungslose Amtsführung und gingen von sich aus an die Öffentlichkeit. Nach ihrer Entlarvung wurden sie entlassen, die Politik liess sie im Regen stehen. Ihre frühere Chefin stellte die beiden vor Gericht. Das Verfahren ging kürzlich mit einem Freispruch erster Klasse zu Ende.

Am Rande kam heraus, dass die Recherchen der *Weltwoche* in allen Punkten bestätigt wurden. Die vom Gericht befragten Zeugen aus dem Sozialamt erhärteten einhellig die Berichterstattung Alex Baur. Die Fakten setzten sich durch. Nur der *Tages-Anzeiger*, der so oft so falsch lag in diesem Dossier, spricht noch heute von «angeblichen» Missständen im Sozialbereich.

**Lieber FDP-Genosse,
vielleicht können wir
Angst vor Rogen
mit einem Welt
therapieren:
Telefon 043 444
aboservice@w**

Die Weltwoche ist die Arena, in der auch kontroverse Stimmen Platz haben. Die eigene Meinung bestätigt, zeugt nicht von einem liberalen Geist. Und ist

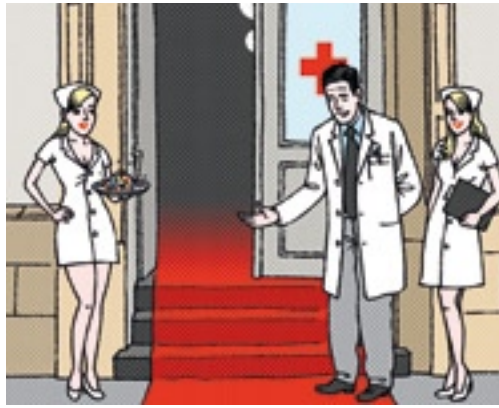
**Generalsekretär,
ennen wir Ihre
er Köppel
twoche-Abo
4 57 01 oder
weltwoche.ch.**

**ben. Denn immer nur das zu lesen, was
ist auf Dauer auch ziemlich langweilig.**

DIE  WELTWOCH



Einflussreich: Ministerin Lagarde. Seite 44



Teuer: Schweizer Luxusmedizin. Seite 40



Misstände: Zürcher Sozialamt. Seite 14



«The Voice»: Whitney Houston. Seite 52

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Disziplinierende Kraft des Marktes

12 Der ewige Hoffnungsträger

SP-Präsident Christian Levrat spielte bei der Abwahl von Christoph Blocher eine überragende Rolle – in der letzten Bundesratswahl wurde er zum Getriebenen

14 «Missbrauch gibt es nicht»

Margrit Zopfi und Esther Wyler wurden freigesprochen, weil ihre Kritik am Zürcher Sozialamt berechtigt war

15 Sozialmissbrauch «Filmförderung»

16 Swissair Auf Platz eins

16 Finanzmarktaufsicht Russischer Donner

19 Geopolitik Obamas Reset-Knopf

20 Personenkontrolle Maurer, Brennwald, Studer, Schmid

20 Die Deutschen Neutral bleiben

22 Mörgeli CVBDP – die neue Buchstabenpartei

22 Bodenmann Das Didier-Burkhalter-Syndrom

25 Medien Русское Радио

25 Wortkontrolle «Kevin» und «Julia»

26 Leserbrief

Hintergrund

28 Die Macht der Mutterliebe

Immer mehr Frauen stellen beruflichen Erfolg vor den Kinderwunsch. Wie ist das Dilemma zu erklären?

34 «Ich weiss, wie es geht»

Wie freisinnig ist der neue Bundesrat Didier Burkhalter? Für welche Schweiz kämpft er? Ein Kreuzverhör mit dem Innenminister, der vor schwierigen Aufgaben steht

35 Sozialwerke Ungedekte Schecks

36 «Arena» «Ist das noch freie Meinungsäusserung?»

38 Medien «Er hat's erfunden»

40 Dringend gesucht: Patienten

In der Schweiz lassen sich mehrere Milliarden sparen, ohne dass die Gesundheitsversorgung leiden müsste. Zweiter Teil

44 «Da muss man blitzschnell lernen»

Die französische Wirtschaftsministerin Christine Lagarde über Steuerabkommen mit der Schweiz, G-20-Gipfel und weibliche Strategien in hohen Ämtern

46 Ur-Genom der Künste

Eine Ausstellung zeigt Bilder von Gunter Sachs: Es ist eine Verneigung vor der weiblichen Schönheit

50 «Eigentlich unwichtig»

Michael von Hallwyl in der Serie über Schweizer Adelige

52 Comeback mit Misstönen

Die skandalumwitterte Whitney Houston ist wieder da



«Ich bin immer ein ehrenwerter Bürger geblieben»: P-26-Gesprächsrunde. Seite 54

Interview

54 «Wir waren wirklich nötig»

Bis heute standen die Mitglieder der geheimen Widerstandsorganisation P-26 unter Schweigepflicht. In einem exklusiven Gespräch mit der Weltwoche verteidigen sie erstmals ihr Engagement vor der Öffentlichkeit

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur Frühstück im Grünen

60 Namen Von Megan Fox bis Michelle Hunziker

61 MvH Mein Gusto

62 Im Gespräch Designerin Erica Matile

63 Luxus Sie + Er in Unterwear

64 Auto BMW 730d

65 Zu Tisch «Accademia del Gusto» in Zürich

65 Wein Pinitium Findling Pinot noir 2007

66 Bestseller

66 Geschnetzeltes für die Kanzlerin

Rechtzeitig zu den Bundestagswahlen erscheint von Radio-Korrespondent Fritz H. Dinkelmann ein Roman über die deutsche Regierungschefin

68 Debatte Schauer, Furcht und Jammer

69 Jazz Milt Jackson & The Jazz Giants

69 Film «Cargo»

70 Theater Verzicht auf Erotik und Politik

71 Klassik Alles und noch etwas mehr

71 Pop Madonna

72 Doppelpass Kirchenbesetzung: Folge 43 des Fortsetzungsromans

74 Hochzeit Marisa Alicajic und Marco Claus

Autoren in dieser Ausgabe

Stefan Brändle



Das Interview, das der *Weltwoche*-Autor mit der französischen Wirtschaftsministerin Christine Lagarde führte, fand an historischer Stätte statt:

im Pariser «Hôtel de la Seignelay», dem einstigen Wohnort von Colbert, Minister von Ludwig XIV und Begründer des französischen Merkantilismus. Seite 44

Pia Reinacher



In ihrem Buch «Je Suisse» thematisierte die Literaturkritikerin den leidenschaftlichen Vaterlands-Diskurs einer ganzen Schweizer Schrift-

stellergeneration. Dem jüngsten pessimistischen Lamento von Adolf Muschg vermag sie bestenfalls amüsante Seiten abzugewinnen. Seite 68

www.weltwoche.ch

Digitales Archiv

1939, 1945, 1968: Wir haben einige der brisantesten Zeitabschnitte aus unserem Archiv digitalisiert. Abonnenten können eine Vielzahl von Ausgaben im Volltext durchsuchen und 1:1 als PDF herunterladen. www.weltwoche.ch/historisch

Weltwoche-Videokommentar

Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Chefredaktor Roger Köppel und weitere Autoren präsentieren in drei bis vier Minuten ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Der Kommentar wird jeweils ab 15 Uhr auf der Homepage aufgeschaltet. www.weltwoche.ch/videokommentar

Platin-Club

Verlosung: Gewinnen Sie 2 Opernkarten für «Mosè in Egitto», Opernhaus Zürich, 15. Oktober 2009

Spezialangebot: Weltwoche-Abonnenten profitieren von 15 % Rabatt auf vier Konzerte von Obrasso Classic Events: Swiss Folk Music & Swing, The Four Seasons by Candellight, Stringfever und Furbaz Nadal

Spezialangebot: 20 % Rabatt auf den Schlafphasenwecker von aXbo. Fr. 287.– statt Fr. 359.–

Produkt des Monats: 33 % Rabatt auf die Videokamera Panasonic HDC-SD10EG-K, Full-HD Flash Camcorder. Fr. 599.– statt Fr. 901.–

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub



Ruhepol Das Elementare berührt die Sinne – USM Möbelbausysteme harmonisieren mit zeitgenössischem Lebensstil.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.
USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, Mailand, New York, Paris, Tokio
info@usm.com, www.usm.com

USM
Möbelbausysteme

Disziplinierende Kraft des Marktes

Von Kurt Schiltknecht — Staatsgarantien und Regulierungen verhindern keine Krisen. Sie geben den Banken nur die fatale Sicherheit, unter keinen Umständen bankrott zu gehen.



Schwierige Zeiten für marktwirtschaftliche Lösungen: Frankreichs Staatspräsident Sarkozy.

Ein Resultat einer Finanzmarktkrise lautet immer: Das Vertrauen in die Marktwirtschaft schwindet. Heute gehört es selbst im wirtschaftlichen Establishment zum guten Ton, die Schwächen des Marktes und den Mangel an Regulierungen zu beklagen. Die Politiker, allen voran der französische Präsident Sarkozy, umgeben sich mit interventionsfreudigen Wirtschafts-nobelpreisträgern und wollen mit deren Hilfe zu neuen gesellschaftspolitischen Ufern aufbrechen. Dass die regulierungsfreudigen Ökonomen bei den obrigkeitgläubigen Deutschen und bei den elitären französischen Politikern auf offene Ohren stossen, erstaunt nicht.

Mehr zu denken gibt, dass auch in der Schweiz der Wunsch nach einem stärkeren Eingreifen des Staates ins Wirtschaftsgeschehen um sich greift. Angesichts des kostspieligen Bankendebakels haben die Anhänger marktwirtschaftlicher Lösungen einen schweren Stand. Nur in einem sind sich alle einig: Es muss verhindert werden, dass im Bankensystem nochmals die Wirtschaft bedrohende Risiken aufgebaut werden können. Die einen sehen die Lösung in einer stärkeren Überwachung, in schärferen Regulierungen und in einem besseren Sicherheitsnetz für die Einleger. Die anderen möchten das Sicherheitsnetz abbauen, die Regulierungen auf wenige zen-

trale Punkte beschränken und es der disziplinierenden Kraft des Marktes überlassen, die Bankrisiken zu begrenzen.

Die letzten Banken Krisen stützen die These, dass mit mehr Regulierungen und einem umfassenden staatlichen Sicherheitsnetz Krisen nicht verhindert werden können. Die staatlichen Milliardenbeträge für notleidende Banken lassen einmal mehr die Frage aufkommen, die bereits vor über siebzig Jahren der amerikanische Senator Glass, der bei der Trennung der Investitionsbanken von den Geschäftsbanken federführend war, in den Raum gestellt hatte: Weshalb sollen mit Steuergeldern die Schulden der Banken, nicht aber jene der Industrie garantiert werden?

Keine Garantie für Risikobanken

Dass die Steuerzahler bei Banken Krisen zur Kasse gebeten werden können, ist nur eine Seite des Problems. Die andere liegt darin, dass die Einleger sich so lange nicht um die Risiken einer Bank kümmern, als die Notenbanken und Staaten dem Grundsatz «too big to fail» huldigen. Die Bankkunden werden sich erst dann mit dem Risikoappetit der grösseren Banken beschäftigen, wenn die implizite Staatsgarantie fallengelassen wird und ein Bankrott dieser Banken eine realistische Möglichkeit wird. Unter diesen Umständen wird

die Geldbeschaffung für risikofreudige Banken erschwert, und deren Wachstum wird begrenzt.

Ähnlich liegen die Probleme bei einer Einlageversicherung. In der Schweiz ist geplant, die Einlageversicherung weiter auszubauen. Je nachdem, wie sie strukturiert wird, kann auch sie den Kontrollmechanismus des Marktes ausser Kraft setzen. Eine Einlageversicherung, die für alle Banken gleich teuer ist, begünstigt die risikofreudigen Banken. Dies ist unerwünscht. Noch problematischer ist es, wenn der Staat – und dies wäre beim vorgesehenen Ausbau der Fall – einspringen würde, wenn der Versicherungsfonds aufgebraucht ist.

Mathematische Modelle helfen nicht

Im lesenswerten Bericht der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) zur Finanzkrise wird geschildert, dass weder die Finma noch die beiden Grossbanken die Krise vorausgesehen haben. Das erstaunt nicht, denn die Grossbanken haben weltweit eine Grössenordnung erreicht, bei der weder die Verwaltungsräte noch die Managements, geschweige denn die Aufsichtsgremien die Risiken beurteilen können. Diese Aufgabe – und die jüngsten Ereignisse illustrieren das eindrücklich – kann weder mit mathematischen Modellen noch mit einem Ausbau der Risikokontrollabteilungen gelöst werden.

Die Finma zieht aus ihren Erkenntnissen nur teilweise die richtigen Schlüsse. Sie ist auf der guten Fährte, wenn sie die Eigenkapitalvorschriften der grossen Banken verschärfen will. Konsequenterweise müsste die Finma auch für eine starke Redimensionierung der Grossbankbilanzen plädieren. Um eine geordnete Redimensionierung zu ermöglichen, muss die Verschärfung der Eigenkapitalvorschriften über einen Zeitraum von mehreren Jahren erfolgen.

Im Gegensatz zu höheren Eigenkapitalanforderungen tragen zusätzliche Regulierungen und eine intensivere Überwachung nichts zur Verhinderung künftiger Krisen bei. Im Gegenteil, sie lassen Einleger, Aktionäre und Verwaltungsräte sich in falscher Sicherheit wiegen. Die Aufsichtsgremien sollten nicht das Überleben jeder einzelnen Bank als Ziel haben. Dies ist, wie auch die Wahl der Geschäftstätigkeit, die ureigenste Aufgabe der Banken selbst.

Aufsichtsgremien sollten sich darauf konzentrieren, Rahmenbedingungen zu schaffen, die Gewähr bieten, dass die nie zu vermeidenden Fehlentscheidungen einzelner Banken nicht die gesamte Wirtschaft und die Steuerzahler in Mitleidenschaft ziehen. Die Möglichkeit bankrottzugehen, hat sich in der Vergangenheit als wirksamstes Mittel für verantwortungsbewusstes Handeln und zur Begrenzung von Fehlentscheidungen erwiesen. ○

Im Aufwind

Von René Lüchinger — Swissair könnte dereinst zur Premium-Marke der Lufthansa werden.

Die Meldung im *Sonntag* besitzt emotionale Sprengkraft. «Swiss kauft Markenrechte der Swissair», stand geschrieben, und manch einer von den vielen, die immer noch um die gegründete Schweizer Fluggesellschaft trauern, sieht schon den vertrauten Schriftzug wieder am Himmel. Wäre dies acht Jahre nach dem Grounding nicht eine versöhnliche Geste des Schicksals? Eine, der eine gewisse Folgerichtigkeit nicht abzusprechen wäre? Haben nicht die handelnden Akteure von damals – UBS-Präsident Marcel Ospel und sein juristisches Gewissen Peter Kurer – bei den Ereignissen rund um das Grounding in vieler Augen eine nicht eben rühmliche Rolle gespielt und inzwischen selber die Grenzen ihres Könnens aufgezeigt bekommen und sich in milliardenschwere Staatsabhängigkeit geflüchtet? Etwas, was in weit geringerer Masse, der damals schlingernden Swissair nicht vergönnt gewesen war?

Und schliesslich: War nicht die Swiss eine operative und marketingtechnische Fehlgeburt, das Spitzenpersonal seit dem Take-off überfordert und schliesslich der Ausverkauf an die Lufthansa der einzig gangbare Exit, um der einstigen Luftfahrtnation Schweiz das Gesicht zu wahren? Wenn die Swissair wieder fliegen würde: Wäre das nicht wie ein Neustart auf Platz eins?

Wie realistisch ist aber derartiges Wunschenken? Die Lufthansa, Konzernmutter der Swiss und nun Besitzerin des Swissair-Brands, verfügt nach einer Shopping-Tour quer durch Europa über einen Strauss an Airline-Marken. Dazu gehört etwa die österreichische Austrian Airlines (AUA), die englische British Midland (BMI), die belgische Brussels Airlines.

Unter der Marke Lufthansa Regional betreibt Europas grösste Airline zudem fünf Regionalfluggesellschaften von Air Dolomiti bis Eurowings. Damit sind die Deutschen Profiteure der Liberalisierung im europäischen Luftverkehr. Je weiter dieser aber voranschreitet, desto stärker verblasst die emotionale Kraft von ehemals nationalen Airline-Marken. In nicht allzuferner Zukunft könnte sich deshalb eine Markendifferenzierung aufdrängen, wie sie in der Konsumgüterindustrie längst Realität ist: Bei zahlreichen Produkten finden sich dort Premium-Brands neben Budget-Marken. Und in einem solchen Szenario könnte die Marke Swissair als Premium-Brand für den Interkontinentalverkehr durchaus wieder Auferstehung feiern.

Russischer Powerplayer

Von Carmen Gasser — Ein Auftritt des russischen Präsidenten reichte: Im Tauziehen zwischen Oligarch Viktor Vekselberg und den Schweizer Aufsichtsbehörden ist Hans-Rudolf Merz in die Knie gegangen.



Unter präsidialem Schutz: Viktor Vekselberg.

Im Vorfeld seines zweitägigen Staatsbesuchs in der Schweiz zeigte sich der russische Präsident grosszügig. Dem verwaisten Bärengraben in Bern schenkte Dmitri Medwedew zwei putzige Jungbären. Doch ganz so freundlich ging es nach dem offiziellen Posieren für die Kameralente in Bern nicht her. Der russische Staatspräsident war verärgert. Verärgert über den Umgang der Schweiz mit dem russischen Milliardär Viktor Vekselberg.

Grund der Verstimmung: Gegen den Oligarchen läuft seit zwei Jahren ein Verfahren wegen Überschreitens der Meldepflichten beim Aufbau der Beteiligung an dem Technologiekonzern Sulzer. Dieses mündete in ein Strafverfahren des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD) unter Hans-Rudolf Merz. Doch der schien die Angelegenheit bislang lieber auf die lange Bank abschieben zu wollen. Ein Jurist bearbeitet seit einem halben Jahr den Fall, mit einem Arbeitspensum von drei Tagen in der Woche.

Aber mit Medwedews Besuch hat das Tauziehen zwischen den Schweizer Aufsichtsbehörden und dem russischen Milliardär, der es versteht, höchste russische Kreise für sich lobbyieren zu lassen, eine neue Dimension erreicht. Vekselberg selbst steht auf dem Standpunkt, dass der Aufbau seiner Beteiligung via Cash-Settlement-Optionen zum damaligen

Zeitpunkt (noch) nicht verboten war. Zudem wirft er den Verantwortlichen der Aufsichtsbehörden vor, zu sehr verklängelt zu sein mit seinen Gegnern bei Sulzer. Er listet auf, dass Rolf Watter von der Anwaltskanzlei Bär & Karrer, der für den Abwehrkampf Sulzers gegen Vekselberg tätig war, federführend an dem Verbot von Cash-Settlement-Optionen mitwirkte. Ebenso wie Dina Beti, stellvertretende Direktorin beim EFD, bei dem die Strafanzeige Vekselbergs nun hängig ist. Selbst im gemeinsamen Golfspiel von Rolf Watter und Eugen Haltiner, Chef der Aufsichtsbehörde Finma, ortet Vekselberg eine Verschwörung. Und Medwedew hebt nun die schützende Hand über den jüdischstämmigen Emporkömmling.

Ob so viel russischem Gegenwind rutschte Bundesrat Merz einmal mehr auf dem politischen Parkett aus. Es werde «höchstens eine Busse» geben, liess er sich Anfang dieser Woche zitieren. Nur keine neue russische Eiszeit provozieren. Dass er als Bundesrat damit nicht nur despektierlich über die Arbeit seiner Behörde spricht, sondern offensichtlich auch noch vergisst, dass diese Busse Vekselberg auf zwischen einer und anderthalb Milliarden Franken (das Doppelte des Kaufpreises der Aktien) zu stehen kommen kann, entgeht ihm. Abgesehen davon, dass ein abgeschlossenes Strafverfahren, in dem Vekselberg schuldig gesprochen wird, äusserst schlecht ist für seinen Ruf als international tätiger Geschäftsmann.

Anders als Merz fand kürzlich Eugen Haltiner, Chef der Finanzmarktaufsichtsbehörde Finma, scharfe Worte gegen Vekselberg. Im Interview mit der *Weltwoche* bedauerte er, dass Vekselberg im Fall Sulzer nicht das Stimmrecht entzogen werden konnte. «Ich bedaure es ausserordentlich, dass bei Sulzer Realitäten geschaffen wurden ohne Klärung des ursprünglichen Sachverhaltes.» Gewisse Anpassungen im Börsenrecht seien zwar erst später erfolgt. «Dennoch hätte auch im Zeitraum davor der Geist des Gesetzes eingehalten werden müssen», so Haltiner, und das bedeute: «Eine Umgehung von Offenlegungspflichten ist nicht erlaubt.»

Die Juristen Vekselbergs, wie aus dessen Umfeld zu vernehmen ist, stellen sich auf eine Busse von 20 bis 30 Millionen Franken ein. Doch selbst wenn es dazu kommt, können sie ans Bundesstrafgericht in Bellinzona weiterziehen und in letzter Instanz zum Bundesgericht. Bis es so weit ist, ist Vekselberg möglicherweise schon gar nicht mehr in der Schweiz.

LES VINS
DU VALAIS

WWW.LESVINSDUVALAIS.CH



numéro 10

LES ESSENTIELS DU CORNALIN

Cornalin AOC Valais – der Walliser mit Weltklasse

LES VINS DU VALAIS. LIEBE AUF DEN ERSTEN SCHLUCK.



Schweiz. Natürlich.

Nicht einfach nur trinken, sondern mit Mass geniessen

Geld macht glücklich (Nr. 35). Geld macht glücklich, wenn man es nachhaltig anlegt. Und in sauberes Trinkwasser investiert. Mit dem Swisscanto Water Invest legen Sie Ihr Geld in einen reinen Wasserfonds an, der nur Firmen berücksichtigt, die einen überdurchschnittlichen Leistungsausweis vorlegen. Und die ihre soziale und ökologische Verantwortung am besten wahrnehmen. Trinkwasser ist ein kostbares Gut, nach dem die Nachfrage auch in Zukunft ständig steigen wird und das daher attraktive Renditechancen beinhaltet. Informieren Sie sich beim Kundenberater Ihrer Kantonalbank.

Dies ist ein Fonds luxemburgischen Rechts. Kostenloser Bezug von Verkaufsprospekt, vereinfachtem Verkaufsprospekt, Vertragsbedingungen, Jahres- und Halbjahresbericht bei der Vertreterin und Zahlstelle in der Schweiz (Basler Kantonalbank, Spiegelgasse 2, 4002 Basel), den Vertriebssträgern, der Swisscanto Fondsleitung AG (Nordring 4, Postfach 730, 3000 Bern 25) oder unter www.swisscanto.ch.

Ökobilanz verbessern und Umwelt-Fonds gewinnen:
www.swisscanto.ch/footprint

Anlage und Vorsorge.



Swisscanto

Sichere Feinde

Von Hansrudolf Kamer — Russland unterstützt USA-feindliche Regime in Südamerika. Obama hofiert Präsident Medwedew trotzdem und opfert die Sicherheitsinteressen Polens und Tschechiens.



Antiamerikanische Front: Chávez (l.) und Medwedew in Venezuela.

Es liegt in der Natur der Dinge, dass Abwehrraketen niemanden bedrohen – nicht einmal den Aggressor. Dieser muss zwar die Existenz einer Defensive in Rechnung stellen bei seinen Absichten und Plänen. Doch bedrohlich sind sie nicht für ihn, sondern nur für seine Angriffspläne, die allenfalls schwieriger zu verwirklichen sind. Wer sich verteidigt, reagiert auf eine Aktion des Angreifers. Im Kalten Krieg allerdings beschäftigte die leicht perverse Doktrin mit dem passenden Akronym MAD (*mutual assured destruction*) die Köpfe der Besten und Hellsten. Wer sich in diesem Umfeld verteidigen wollte, war eigentlich der Verbrecher, weil er sich anschickte, dem Aggressor die Wirkung seines Angriffs wegzunehmen oder wenigstens abzuschwächen.

Die Entscheidung Präsident Obamas, auf die Stationierung von zehn Abwehrraketen mit zugehöriger Radaranlage in Polen und Tschechien zu verzichten, ist eine rein politische. Dass sich Moskau durch zehn Abfang-Missiles hätte bedroht fühlen können, wie die Kremlgewaltigen stets behaupteten, ist schiere Propaganda – es sei denn, sie hätten Pläne und Absichten, Polen und Tschechien anzugreifen. Propaganda spielt selbstredend in der grossen Politik immer eine prominente Rolle. Und vor allem in den westlichen Demokratien – in einigen von ihnen ganz besonders – ist die Emp-

fänglichkeit für solche Öffentlichkeitsarbeit leider augenfällig.

Dass Obama die russischen Verbalmarkierungen für bare Münze nahm, ist nicht zu hoffen. Bei der Bekanntgabe des Rückzugs vom Projekt seines ungeliebten Amtsvorgängers machte er rein praktische Motive geltend. Er wolle auf eine Technik vorerst verzichten, die sich in der Praxis noch nicht bewiesen habe. Damit war gemeint, dass Abwehrraketen gegen Missiles mit interkontinentaler Reichweite sich in Entwicklung befinden und noch nicht *state of the art* sind. Stattdessen will er die Verteidigung gegen Kurz- und Mittelstreckenraketen von «Schurkenstaaten» – darum geht es eigentlich – mit auf Schiffen, in Deutschland, in der Türkei und Israel stationierten mobilen Systemen ersetzen. Auch diese sind allerdings nicht *state of the art* – in der Entwicklung vielleicht etwas ausgereifter, aber nicht billiger und nicht schneller verfügbar.

Bemerkenswert war das Argument, das ein höherer Beamter der Regierung von sich gab. Es entspricht Obamas universitärer Denkweise offensichtlich ausgezeichnet: Es sei ökonomisch widersinnig, eine Rakete, die 70 Millionen Dollar koste, auf eine 15-Millionen-Rakete abzufeuern. Zu erinnern wäre an Bill Clinton, der einst teure Marschflugkörper zu Zelten von Terroristen in Afghanistan abschickte. Der Tauschhan-

del sei ein schlechter, meinte der Beamte, dessen Kostenbewusstsein an sich vorbildlich ist. Es wäre sicher billiger und besser, das feindliche Geschoss unbehindert im eigenen Land einschlagen zu lassen. Diese Kosten lassen sich ja ohnehin nicht quantifizieren. Die wirtschaftliche Denkweise hat gewisse Grenzen.

Obamas Rückzieher ist vor allem politisch bedenklich. Die polnische und die tschechische Regierung hatten gegen inneren Widerstand das Projekt in ihren Ländern durchgesetzt. Nun wird ihnen der Teppich unter den Füßen weggezogen – wofür? Für einen Reset-Knopf! Obama will die Beziehungen zu Russland verbessern, einem Land, das global ziemlich konsistent gegen die amerikanischen Interessen arbeitet. Moskau unterstützt antiamerikanische Regierungen in Kuba, Bolivien, Venezuela, im Iran und in Syrien. Chávez, der lupenreine Demokrat, war gerade auf grosser Waffeneinkaufstour; er rüstet unverhohlen auf. Er zimmert eine antiamerikanische Front zusammen, zu der auch Russland gehört.

Zäunt Russland Chávez ein?

Auch sonst ist mit dem immer noch grössten staatlichen Gebilde der Welt nicht viel Staat zu machen. Menschenrechte werden verletzt, wie sehr der freundliche Präsident Medwedew darüber auch sein Bedauern äussert. Russland fällt in ein Nachbarland ein und annektiert Teile von dessen Territorium. Es versucht, Westeuropa in seine Abhängigkeit von Erdgas und Erdöl zu bringen. Den Verlust des einstigen Satellitengürtels in Osteuropa hat Moskau nie verwunden und will eine Einflussphäre neu aufbauen. Die Einsprache gegen die Abwehrraketen in Polen ist ein erster Erfolg.

Die USA sind unzuverlässige Bündnispartner – das ist der Schluss, den viele Beobachter ziehen. Ein Parteiwechsel im Weissen Haus sollte nicht zur Aufgabe wichtiger aussenpolitischer Positionen führen. Dass sich Obama einer autoritären Macht annähern will, mag realpolitisch notwendig sein. Doch diese Macht befindet sich im Niedergang, ihr Einfluss ist begrenzt, und sie kann wenig bieten. Wird sie Waffenlieferungen an die Feinde Amerikas einstellen? Wird sie zu Sanktionen gegen den Iran die Hand bieten? Wird sie Chávez einzäunen?

Für vage Hoffnungen setzt Obama die Beziehungen mit Demokratien aufs Spiel, die bisher gerade Amerika auch gegen das «alte» Europa unterstützt hatten und dafür von Präsident Chirac einst abgekanzelt worden waren. Kein Wunder, dass Bundeskanzlerin Merkel von einem «hoffnungsvollen Signal» spricht.



Hansrudolf Kamer

Dr. phil., Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.

Maurer, Brennwald, Studer Vonarburg, Schmid, Ryser

Die Stimmungstemperatur unter den Regierungsvertretern stürzte auf arktische Werte, als *Weltwoche*-Redaktor **Alex Baur** neulich beim Medien-Diner des Zürcher Stadtrates aufkreuzte. Soeben hatte das Gericht die Controllerinnen **Margrit Zopfi** und **Esther Wyler** freigesprochen – und damit Baur's Berichte über die Misswirtschaft beim Zürcher Sozialamt vollumfänglich bestätigt. Die sichtlich enervierten Stadträte versuchten dem Journalisten aus dem Weg zu gehen, der aber plötzlich vor der Polizeivorsteherin **Esther Maurer** (SP) stand und fragte, ob Staatsanwalt **Hans Maurer**, der Zopfi und Wyler angeklagt hatte, tatsächlich ihr Cousin sei. «Sie sind aber ein ganz schlechter Rechercheur», zischte die Polizeivorsteherin, «das stand schon in der Zeitung» – und wandte sich ab. (axb)

Um die «Arena» des Schweizer Fernsehens ein wenig munterer zu gestalten, will Moderator **Reto Brennwald** mehr Einfluss auf die Auswahl seiner Gäste ausüben. Wie er am vergangenen Freitag nach der Aufzeichnung der Sendung verriet, solle künftig auf den strikten Parteienproporz verzichtet werden. Präsidenten von Kleinstparteien wie **Markus Wäfler** (EDU) oder **Heiner Studer** (EVP), beides abgewählte Nationalräte, müssen damit ihr langjähriges «Arena»-Abonnement wohl bald stornieren. Die Chancen stehen somit gut, dass es in der Sendung wieder zu Höhepunkten kommt – andere als am vergangenen Freitag, wo abseits der Kamera plötzlich eine Zuschauerin notfallmässig aus dem Publikum getragen werden musste. Hinter den Kulissen kam sie allerdings derart schnell wieder zu Bewusstsein, als wäre sie bloss kurzzeitig eingeschlafen gewesen. (aku)

Nicht alle Leser erfreut die Fusion der Bundeshausredaktionen von *Bund* und *Tages-Anzeiger*. Einem guten Bekannten gegenüber beklagte sich neulich alt Bundesrat **Samuel Schmid**. Er habe den *Bund* abonniert, und da müsse er plötzlich diese **Verena Vonarburg** lesen, die er nicht ausstehen könne. Vonarburg ist für den *Tages-Anzeiger* tätig. Im Herbst 2008 schrieb sie: «Samuel Schmid trägt die Hauptverantwortung für die Affäre um Roland Nef.» (mso)

Freudsche Versprecher bringen verborgene Wünsche, Sehnsüchte oder Meinungen ans Licht, sagt man. Vergangene Woche erwischte es **Daniel Ryser**, Redaktor der soft-bürgerlichen *Woz*. Und so wurde in seinem Text aus Caspar Baader, Fraktionschef der SVP, plötzlich **Andreas Baader**, Anführer der Terrorgruppe RAF. (aku)

Neutral bleiben

Von **Henryk M. Broder** — In Berlin werden Polizisten inzwischen von Gangs gejagt – und nicht umgekehrt. Der «asymmetrische Krieg» findet jetzt sogar in der Schweiz statt.

Am Ende hängt doch alles mit allem zusammen. Irgendwie. Wenn die Berliner Polizei mit ein paar Autonomen nicht fertig wird, die jede Nacht Autos abfackeln, kann man dann von der Bundesmarine erwarten, dass sie die Piraten, die vor der somalischen Küste agieren, neutralisiert? Und wenn jedes Jahr rund 12 000 Raubdelikte in Berlin «wegverwaltet», also nur noch statistisch erfasst, aber nicht verfolgt werden, sollte man sich nicht wundern, dass in Berlin inzwischen Polizisten von Gangs gejagt werden – und nicht umgekehrt.

Der «asymmetrische Krieg» findet inzwischen auch in den europäischen Metropolen statt. Sogar in der Schweiz, einer Festung der Zivilisation.

Letzten Freitag kam ich am späten Nachmittag in Zürich Kloten an und machte mich auf den Weg zum SBB-Bahnhof. Der nächste Zug nach Aarau ging in einer halben Stunde, Zeit genug, um in aller Ruhe ein Billett und eine grosse Packung Kägi-fretli zu kaufen. Sollte es im Himmel Luxemburgerli und in der Hölle Kägi-fretli geben, ich würde mich, ohne zu zögern, für die Hölle entscheiden.

Der Zug kam pünktlich, beim Einsteigen griff ein Mann, der neben mir stand, nach meinem Koffer und wuchtete ihn in den Waggon. Das fand ich sehr nett, merkwürdig war nur, dass er sofort wieder ausstieg.

Ich suchte mir einen Platz, der Zug fuhr an, und in diesem Moment bemerkte ich, dass meine «Tuntentasche», die ich von der rechten Schulter zur linken Hüfte trug, auf war. Ich war mir sicher, dass ich nach dem Kauf des Billets den Reissverschluss zugemacht hatte. Ich griff in die Tasche. Die Geldbörse war weg. Mit ihr einige hundert Euro und Schweizer Franken, der Personalausweis, der Führerschein, der Presseausweis, die Bahncard der Deutschen Bahn und ein halbes Dutzend Kredit- und EC-Karten.

In Aarau angekommen, stellte ich das Gepäck im Hotel ab und machte mich auf den Weg zur Kantonspolizei. Es war kurz vor 20 Uhr und bei der Kantonspolizei längst Feierabend. Von Montag bis Freitag war das Büro von 9 bis 11.45 Uhr und von 15 bis 17.45 Uhr besetzt, an Samstagen von 10 bis 11.45 Uhr. Sonntags gar nicht.



Am nächsten Tag wurde ich sehr früh durch einen Anruf auf meinem Handy geweckt. Inspektor Bollinger von der Polizeistation Kloten wünschte mir einen guten Morgen. Ein Reisender habe meine Geldbörse gefunden und sie bei der Polizei abgegeben. Ob ich vorbeikommen und sie abholen könnte.

«Sehr gerne», sagte ich dankbar, aber erst müsse ich

an einer Konferenz zum Thema «Neutralität» teilnehmen, die von der EVP veranstaltet wurde. Es war etwas seltsam, in der Schweiz über «Neutralität» zu diskutieren, nur ein Round Table im Vatikan über die Vor- und Nachteile des Zölibats wäre noch seltsamer gewesen.

Alle Teilnehmer der Konferenz waren sich einig, dass die Schweiz an dem Konzept der Neutralität festhalten sollte, trotz Schengen, den engen Bindungen zur EU und dem Beitritt zu den Vereinten Nationen. Das sei nicht nur im Interesse der Schweiz, sondern vor allem in der «Schwächsten der Schwachen in der ganzen Welt», zu deren Gunsten die Schweiz nur dann intervenieren könnte, wenn sie neutral bliebe. Ich erlaubte mir die Bemerkung, dass die Schweiz nicht einmal in der Lage sei, zugunsten zweier Schweizer Bürger zu intervenieren, die in Libyen festgehalten würden, und gab zu bedenken, ob vor diesem Hintergrund der Anspruch, den «Schwächsten der Schwachen in der ganzen Welt» helfen zu wollen, nicht etwas übertrieben sei.

Am nächsten Tag sprach ich bei der Polizei in Kloten vor. Meine Geldbörse wartete auf mich, mit den Ausweisen und Kreditkarten, aber ohne das Bargeld. «Da haben Sie ja noch Glück gehabt», sagte der diensthabende Kommissar. Ich wollte Anzeige erstatten. «Das bringt doch nichts», sagte der Kommissar, liess sich dann aber doch überreden, das «Foto-Album» zu bringen. Der Mann, der mir so nett beim Einsteigen geholfen hatte, war der Flughafen-Polizei schon aufgefallen: Bogdan W., 49 Jahre alt, blond, 175 cm gross. «Das ist er», sagte ich. «Der ist bestimmt schon weg», sagte der Kommissar, man habe ihn nur «vorsorglich» fotografiert und gehen lassen. Es sei eben schwierig, einen Dieb in flagranti zu erwischen.

Das ist, dachte ich, praktizierte Neutralität. Hier die Diebe, dort die Beklauten. Und dazwischen die Polizei.



GELD DRUCKEN?

50%

WENIGER DRUCKKOSTEN

MIT DEM
HP OFFICEJET PRO

GEGENÜBER LASERDRUCKERN.

Die neuen HP Officejet Pros liefern professionelle Farbdrucke für bis zu **50% geringere Kosten pro Seite** und **50% weniger Energie** verglichen mit Laserdruckern.

Mehr dazu unter hp.com/ch/printmoney

hit PRINT
AFFORDABLY



CVBDP – die neue Buchstabenpartei

Von Christoph Mörgeli

Ein Kommentar von untergeordnetem Scharfsinn lieferte nach der Bundesratswahl der *Blick*. Erstmals seit Blochers «richtigerweise erfolgten» Abwahl – so die «überparteiliche» Qualitätszeitung – seien alte Wunden am Verheilen, endlich die «heftigen Kämpfe um Christoph Blocher» überwunden. Richtig ist das Gegenteil: CVP-Kandidat Urs Schwaller scheiterte, weil er als Architekt der Blocher-Abwahl keine einzige SVP-Stimme erhielt. Christophe Darbellay reibt sich vergeblich die Hände, nachdem er mit Schwaller den partei-internen Rivalen versenkt hat. Auch der Walliser Strippenzieher wird wegen seiner Intrige gegen Blocher nie Bundesrat, genauso wenig wie Ursula Wyss oder Andrea Hämmerle.

Grundsatz eins: Verräter werden gebraucht, aber nicht geschätzt. Eveline Widmer-Schlumpf hatte die eine, einzige Aufgabe, Blocher aus dem Bundesrat zu werfen. Nach gehabtem Spektakel wenden sich im Parlament ihre Wähler ab. Die Mohrin hat ihre Schuldigkeit getan – und sucht jetzt Anschluss bei den Schwarzen. Das Fernsehen überraschte die BDP-Frau am Vorabend der Bundesratswahl im «Casino» bei einer Einladung der CVP-Fraktion.

Grundsatz zwei: Verräter verraten sich gegenseitig. Die BDP unterstützte nicht den Widmer-Schlumpf-Förderer Schwaller, sondern den Freisinnigen Burkhalter. SP und Grüne finden die BDP-Bundesrätin plötzlich zu bürgerlich und sehen keinen Grund für ihre Wiederwahl. Brigitta Gadiant bekannte sich namens der BDP zur Konkordanz – und meuchelte damit Widmer-Schlumpf. Wer wie der naive Hans Grunder an ein «Missverständnis» glaubte, ist selber schuld. In Wirklichkeit geht es bei diesen neusten Bündner Wirren um archaische rätische Stammesfehden.

Wie weiter? CVP und BDP vereinbaren heimlich, nichts öffentlich zu vereinbaren. Vor den Wahlen gibt es kein Zusammengehen, um die reformierten BDP-Wähler in Bern, Graubünden und Glarus nicht abzuschrecken. Nach den Parlamentswahlen, aber noch vor den Bundesratswahlen vereinigen sich CVP und BDP nach dem Beispiel von FDP und Liberalen. Die CVBDP pocht auf einen höheren Wähleranteil und entreisst der FDP den zweiten Regierungssitz. Widmer-Schlumpf ist wieder Bundesrätin. Dank CVBDP und den Ringier-Blättern, welche die unnahbare, überforderte Bürokratin tagtäglich als volkstümlichen, genialen Politstar verkaufen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Das Didier-Burkhalter-Syndrom

Von Peter Bodenmann — Nach Blocher und Couchepin will Bern Ruhe, Konsens und Konkordanz. Die Schweiz wird darunter leiden.



Kein linkes Gratis-Tram für die CVP: Ständerat Schwaller.

Christophe Darbellay unterliefen drei Fehleinschätzungen: Erstens ist Schwaller kein Romand. Sein Bruder Cyrill, auch ein waschechter Sensler, in der «Tagesschau» vom 19. September 2009: «Wir als Deutschschweizer Freiburger hätten gern einen Bundesrat gehabt, weil wir noch nie einen hatten.» Na also. Zweitens zählte Darbellay auf fast alle Stimmen der Linken und Grünen, ohne diesen im Gegenzug etwas anzubieten. Und drittens hoffte die CVP auf ein paar SVP-Bauern.

Schwaller kein Romand. Kein linkes Gratis-Tram für die CVP. Und keine SVP-Bauern für Schwaller. Trotzdem wäre Schwaller heute Bundesrat, wenn im entscheidenden Durchgang ein paar CVP-National- und -Ständeräte für Lüscher gestimmt hätten, um den Genfer in den Schlussgang gegen Schwaller zu hieven. Der CVP fehlten Kopfrechner und kaltes Blut.

In jeder Koalitionsregierung dieser Welt gibt es unterschiedliche Positionen. Die Parteien und ihre Minister machen im Vorfeld wichtiger Entscheidungen klar, wo sie stehen. Im öffentlichen Raum werden gegenseitig die Schwachstellen ausgeleuchtet und Positionen weiterentwickelt. Die gefundenen Kompromisse spiegeln das Kräfteverhältnis.

2003 gab es im Bundesrat zwei Politiker. Einerseits Christoph Blocher und andererseits Pascal Couchepin. Beide hätten etwas bewegen können. Hat nicht funktioniert, weil sich die beiden Alphatiere gegenseitig nicht ausstehen

konnten und die anderen Bundesräte nur Statisten waren. 2007 wurde Christoph Blocher abgewählt. 2009 tritt Pascal Couchepin zurück. Und jetzt wollen alle in Bern nur eines: keine klaren Positionen, keine Indiskretionen, mehr Konsens und Konkordanz. Die Schweiz wird in den nächsten Jahren unter diesem Didier-Burkhalter-Syndrom leiden.

Didier Burkhalter war Neuenburger Regierungsrat. Und somit mitverantwortlich für das Gesundheitswesen. Keine drei Schweizer Kantone haben ein schlechteres Preis-Leistungs-Verhältnis im Gesundheitswesen als Neuenburg. Trotzdem ruhen alle Hoffnungen auf dem neugewählten Bundesrat.

In den Parteien – inklusive SVP – begeben sich unter dem Druck der normativen Kraft des Konkordanten alle, die früher oder später Bundesrätin oder Bundesrat werden wollen, auf die Schleimspur.

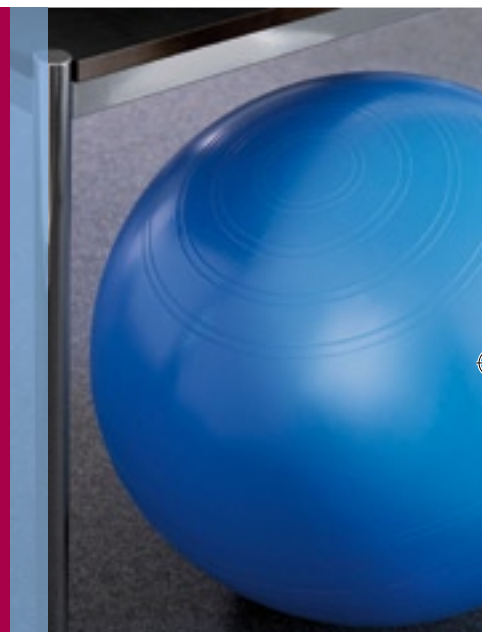
Otto Piller forderte einst die Volkswahl des Bundesrates. Neben der SVP müssten die Linken und die Grünen ein Interesse an Volkswahlen nach dem Proporzprinzip haben. Stattdessen will die Fraktionspräsidentin der Grünen «die Zusammenarbeit mit allen anderen Parteien forcieren». Das Burkhalter-Syndrom ist eine Pandemie.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Interview mit Didier Burkhalter Seite 34

Gute Arbeitgeber stärken ihren Mitarbeitenden den Rücken.

Unser Helsana Business Health. Das Potenzial eines Unternehmens sind seine Mitarbeitenden. Deshalb haben wir «Helsana Business Health» entwickelt. Ein Gesundheitsmanagement, das Unternehmen sensibilisiert, analysiert und effiziente Massnahmen zur Gesundheitsförderung anbietet. Damit Ihre Mitarbeitenden sich am Arbeitsplatz wohlfühlen, motivierter, leistungsfähiger und seltener krank sind. Und Sie das ganze Potenzial Ihres Unternehmens nutzen können. Hier erfahren Sie mehr: **0844 80 81 88** oder **www.helsana.ch**



Helsana
Eine Sorge weniger.

Frische Gipfeli für alle,
die früher raus müssen
als der Bäcker.



TANKSTELLE & SHOP
EIN ORT VOLLER ENERGIE.

Русское Радио

Von Kurt W. Zimmermann — Der Staat hat's gegeben, der Staat hat's genommen. Russland und die Schweiz sehen das gleich.

Wir können Erfreuliches berichten zum Vermögensstand von Roger Schawinski. Letzte Woche ist sein Vermögen um zwanzig Millionen Franken gestiegen. Er hat für sein Radio 1 definitiv die Konzession für den Grossraum Zürich erhalten.

Die zwanzig Millionen Firmenwert scheinen etwas hoch angesetzt, wenn man weiss, dass Radio 1 defizitär ist. Aber der Staat hat dafür gesorgt, dass die zwanzig Millionen dennoch realistisch scheinen. Denn der Staat hat zugleich Ringiers Radio Energy verboten, Schawinskis erfolgreichen Konkurrenten.

Das ist etwa so, wie wenn Sunrise eine neue Telefonkonzession bekäme und gleichzeitig Orange verboten wird. Damit gewinnt Sunrise natürlich an Wert.

Das System erinnert uns an Russland. Auch vergibt man Konzessionen ähnlich undurchsichtig wie in der Schweiz. Es geht hier um grössere Summen, aber es geht auch hier stets um Medien, Energie, Telekom und Banken, also jene Industrien, wo der Staat das letzte Wort hat. In Russland wurden Figuren wie Roman Abramowitsch und Alexander Smolenski zu grossen Gewinnern. Andere, wie Wladimir Gussinski und Michail Chodorkowski, wurden vom Staat erst protegiert und dann fallengelassen.

In der Schweiz ist es genauso. Ringier und sein Radio Energy wurden vom Staat kalt enteignet. Ringier verlor zwanzig Millionen von einem Tag auf den anderen. Es war wie russisches Roulette – oder russisches Radio, in Kyrillisch: Русское Радио.

In Russland ist die Korruption direkt. Man schmiert massiv für eine Konzession. In der Schweiz ist die Sache subtiler. Ich glaube nicht, dass Moritz Leuenberger und seine Chefbeamten jemals Barzahlungen einstrichen. Man zahlt in der Schweiz im Normalfall keine Schmiergelder. Es läuft über indirekte Korruptionsformen wie Lobbying, Schmeichelei, Politik, Päckli und «Sauhäfeli, Saudeckeli».

Direkte wie indirekte Korruptionsformen braucht es überall dort, wo es keine objektiven Kriterien für die Konzessionsvergabe und damit keine Transparenz gibt. Beim Radio entschieden zum Beispiel diffuse Qualitätsvorgaben. Radio Energy berichtete nach Meinung der Bundesbeamten zu wenig über Politik und Parteien und zu viel über Partys und Prominenz.

Das einzig faire Vorgehen bei Konzessionierungen ist die Versteigerung. Hier definiert der Staat zuerst minimale Qualitätsanforderungen, und dann entscheidet das marktwirt-



Indirekte Korruption: Leuenberger.

schaftliche Prinzip. Wer mehr bietet, der gewinnt. Eine beispielhafte Versteigerung war im Jahre 2000 etwa die Vergabe der UMTS-Lizenzen. Sie brachte zwar dem Bund nicht die erhofften Einnahmen, aber sie war vom Konzept her einwandfrei.

Versteigerungen sind auch darum die fairste Praxis, weil die Konzessionen dann problemlos handelbar sind. Wer für etwas zahlt, der darf das auch weiterverkaufen.

In Russland und in der Schweiz darf auch weiterverkaufen, wer etwas vom Staat geschenkt bekommt. So verkauften etwa die Basler Zeitung Medien ihr Radio Basel 1 in diesem Jahr sofort weiter, nachdem sie die Konzession bekommen hatten. In der Westschweiz gab Radio Buzz die Konzession sofort an Radio One weiter, das von Leuenbergers Beamten genauso wie Radio Energy aussortiert worden war.

Auch Schawinski hat Erfahrung beim Verkauf von staatlichen Leihgaben im Unternehmerbesitz. 1999 verkaufte er vierzig Prozent von Radio 24 und Tele Züri für rund 30 Millionen an Credit Suisse First Boston. 2001 verkauften Schawinski und Credit Suisse dann gemeinsam für 92 Millionen an Tamedia.

In fünfzehn Jahren, wenn überhaupt, werden die Radiokonzessionen erneut vergeben. Dann ist Schawinski achtzigjährig. Wir nehmen mal an, dass er für Radio 1 vorher einen Käufer findet.

«Kevin» und «Julia»

Von Peter Keller

Welche Persönlichkeitsmerkmale verbinden Sie mit dem Vornamen «Julia»? Ist eine «Julia» eher frech und laut? Oder brav und freundlich? Gehören «Julias» in der Primarschule zu den leistungsstarken Schülerinnen? Oder haben sie Mühe, dem Unterricht zu folgen und enden als Schulversagerinnen?

Julia Kube, Studentin auf Lehramt an der deutschen Universität Oldenburg, kennt die Antworten. Sie hat in ihrer Masterarbeit untersucht, ob Lehrpersonen mit bestimmten Vornamen bestimmte Persönlichkeitsmerkmale verbinden. «Stellen Sie sich vor», begann Julia Kubes Fragebogen, «Sie bekämen demnächst ein Kind. Welche Vornamen würden Sie Ihrem Kind auf keinen Fall geben?» Fünf Zeilen für fünf Namen, und fünfhundert Lehrpersonen stellten sich vor, sie bekämen demnächst ein Kind. «Julia» hatte Glück. Sie tauchte auf dieser Liste nicht auf. Dafür «Kevin». In Lehrhaushalten ist ein «Kevin», man kann es nicht anders sagen, strikte unerwünscht. 320-mal stand «Kevin» auf einer der Fünferlisten. Oder anders gesagt: 64 Prozent der befragten Lehrpersonen würden ihr Kind unter keinen Umständen «Kevin» taufen wollen. Nebenbei: Nur 2,4 Prozent fanden, «Adolf» gehe gar nicht. Deutschland entkrampft sich.

Julia Kube hakte nach: «Nennen Sie Vornamen von Schülerinnen/Schülern, die Ihnen Assoziationen zu «Verhaltensauffälligkeit» hervorrufen!» Zum besseren Verständnis: «Verhaltensauffällig» ist ein politisch korrekt abgesichertes Codewort unter Pädagogen für dumm und vorlaut. Auch bei dieser Frage gab es einen einsamen Sieger: 54,4 Prozent der Lehrpersonen verbinden mit «Kevin» – wir übernehmen hier die Sprachregelung – «auffälliges Verhalten». «Julia», Sie ahnen es, gehört dieser schwarzen Liste nicht an.

Kube ging noch einen Schritt weiter. Sie legte den Lehrpersonen je zwölf weibliche und männliche Namen vor und fragte, ob sie diese Namen mit eher leistungsstarken oder leistungsschwachen Schülern assoziierten. Mal schauen, ob in Ihnen ein verdrängter Pädagoge schlummert: Welches Kind wird die besseren Noten nach Hause bringen? «Mandy» oder «Sophie»? «Chantal» oder «Charlotte»? «Justin» oder «Jakob»? «Kevin» oder «Maximilian»? Menschen mit eher leistungsstarken Vornamen finden die Lösung in Julia Kubes Masterarbeit auf Seite 58.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

«Meine Güte, Bundesrat Burkhalter hat Angst vor Roger Köppel. Aber überall gibt es Roger Köppels.» *Helga Vögeli*



Neue Konkordanz: Bundesrat Didier Burkhalter.

«Gschämige» Haltung

Nr. 38 – «Auf rechten Beinen»/«Die ver-ratenen Verräter»/«Die Mitte der Mitte»; Markus Somm, Urs Paul Engeler und Stéphane Zindel über die Bundesratswahl

Meine Güte, Bundesrat Burkhalter hat Angst vor Roger Köppel. Aber überall gibt es Roger Köppels. Der neue Bundesrat passt gut zum Gremium – und die «Arena» kann bald einpacken: Wenn die Gäste bestimmen, mit wem sie diskutieren möchten und mit wem nicht, dann ist das krasse Zensur. *Helga Vögeli, Seengen*

Was hört man da? Didier Burkhalter weigert sich, an der SF-TV-«Arena» teilzunehmen, wenn Roger Köppel, einer der mit Abstand besten Journalisten der Schweiz, teilnimmt? Was für ein arrogantes Verhalten. Wahrscheinlich fürchtet er sich vor Köppels Argumenten. Eine solche Haltung ist *gschämig*. Aber wen wundert das – Burkhalter fordert ja auch das Stimmrecht für Ausländer in der Schweiz. Eine, wie es scheint, weitere Fehlbesetzung im Bundesrat, die da leider gut reinpasst.

Peter H. Kuhn, Adlikon b. Regensdorf

Ich finde, dass Didier Burkhalter bewiesen hat, dass er selbstbewusst ist, indem er das Interview des Westschweizer Fernsehens in einer Telefonkabine abgelehnt hat. Auch als Bundesratskandidat muss man nicht jeden «Medienfurz» mitmachen. *Anny Fischer, Meilen*

Ungenauere Fakten

Nr. 38 – «Grauzonen einer Partnerschaft»; Philipp Gut über die fehlenden Kontrollen in der Entwicklungshilfe

SVP-Politiker beschuldigten während Jahren die Hilfswerke, Bundesgelder für eigene politische Kampagnen zu missbrauchen. Deshalb liess die Geschäftsprüfungskommission des Ständerats (GPK) die Finanzbeziehungen der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) zu den Entwicklungshilfswerken untersuchen, worüber die *Weltwoche* letzte Woche berichtete. Die GPK hat die konkreten Missbrauchsvorwürfe allerdings nicht untersucht. Sie wollte nur wissen, ob die Deza die Instrumente habe, allfällige Zweckentfremdungen herauszufinden und zu ahnden. Dazu, befand sie, sei das Instrumentarium der Deza ungenügend. Die GPK hielt jedoch fest, das heisse nicht, dass die Entwicklungsorganisationen tatsächlich Bundesgelder «zweckentfremdet» hätten. Die *Weltwoche* verkehrt dies ins Gegenteil: Sie schreibt, Finanzmittel würden «mit hoher Wahrscheinlichkeit zweckentfremdet». Der Artikel nimmt es auch sonst mit den Fakten nicht so genau. Er behauptet zum Beispiel, die Gelder der Deza seien die wichtigste Einnahmequelle der Hilfswerke. 2007 kamen aber auf 180 Millionen Bundesgelder zusätzlich über 600 Millionen Spendengelder zum Einsatz. *Peter Niggli, Geschäftsleiter von Alliance Sud, Bern*

Der Bericht, den ich selbst gelesen habe, listet so ziemlich alle Mängel auf, die sich in der Zusammenarbeit zwischen NGOs und der Deza finden. Ich fürchte, mit diesem Bericht ist es wie mit (fast) allen solchen Berichten: Sie werden links zweifach gelocht, in einen Bundesordner abgelegt, und dieser verschwindet in einem Archiv. So verändert der Bericht nichts, was er auch nicht soll, denn zu viele profitieren von den bemängelten Missständen, über welche Micheline Calmy-Rey mit ihrem immerwährenden Jungmädchenlächeln souverän hinwegsieht.

Walter Fischer, Buttwil

Unvergessener Bundesrat

Nr. 38 – «Der vergessene Gründervater»; Hanspeter Born über den grossen Schweizer Staatsmann Ulrich Ochsenbein

Unter anderem von mir ist Bundesrat Ulrich Ochsenbein keineswegs vergessen, denn sein Stahlstich hängt seit vielen Jahren in meinem Büro. Mit grossem Vergnügen habe ich deshalb den Artikel von Hanspeter Born gelesen, und ich freue mich sehr auf das Buch von Rolf Holenstein. Letztes Jahr haben wir in Venedig der Anerkennung der revolutionären Republica di San Marco von 1848 durch eine einzige europäische Regierung gedacht – die provisorische schweizerische zwischen Sonderbundskrieg und Bundesstaat. Wer hat wohl die Anerkennung unterzeichnet? – Ulrich Ochsenbein! Unvergessen auch das grossartige Gedicht von Ueli Dürrenmatt, Grossvater von Fritz, in der *Buchsi-Zytig* «Zum Tod von General Ochsenbein». Das Wort «Gründervater» ist keineswegs zu hoch gegriffen.

David Vogelsanger,

schweizerischer Generalkonsul in Mailand

Blühender Gesundheitsmarkt

Nr. 38 – «Brustvergrösserung auf Rezept»; Pierre Heumann über die Krankenversicherung

Pierre Heumann tischt wieder einmal die verkochten und verfaulten couchepin-manse-rischen Sparrezepte auf, die am 1. Juni 2008 vom Schweizer Volk mit einem heftigen (70 Prozent Neinstimmen) «Füdltritt» verworfen wurden. Was die Verfechter der Ärzteentmündigung und der Zählung der Gesundheitsgelüste der Prämienzahler immer noch nicht kapiert zu haben scheinen, ist, dass der Gesundheitsmarkt der blühendste unserer ganzen Wirtschaft ist. Der Gesundheitsmarkt ist der einzige risikolose Markt, werden die Verluste doch automatisch durch Prämien-erhöhungen kompensiert. Er wird weder von den Produzenten noch den Verbrauchern, sondern von privaten Garanten überwacht, die das Geld der Prämienzahler bewirtschaften. Wollten wir die Gesundheitskostenspirale umdrehen, genügte es, den Versicherungs-

zwang abzuschaffen. Da würde sich mancher Patient plötzlich überlegen, wegen Kopfschmerzen beim Spezialisten eine Hirn-CT und -MR zu verlangen. Fettleibige, Diabetiker, Hypertoniker und Alkoholiker würden sich endlich für eine einfache zucker-, salz- und alkoholarme Diät entscheiden. Fans von gefährlichen Sportarten würden sich produktiveren und Natur schonenderen Wochenendaktivitäten widmen. Der Gesundheitszustand der Bevölkerung würde sich erholen: kardiovaskuläre, metabolische und tumorale Krankheiten würden zur Seltenheit werden. Aber was dann? Unser Gesundheitsmarkt würde schrumpfen, und wir würden uns von der EU und der Uno ernähren lassen müssen.

Dr. Franz Abis, Lugano

Pierre Heumann macht viele gute Vorschläge für Prämien- und Kostensenkungen im Gesundheitswesen. Je nachdem, wie viel in unserem von Ärzte-/Apothekerverbänden und Pharmaindustrie dominierten System umgesetzt werden kann, wird es eine Erleichterung geben. Langfristig werden aber die Kosten massiv weiter steigen, weil wir immer älter und kränker werden. *Ruedi Buser, Saanen*

Gratuliere zu diesem übersichtlichen Artikel. Leider ist nicht alles berücksichtigt worden. Erstens erhalten Kliniken von den Kassen unterschiedliche Verträge. So bekommen wir für eine Geburt und eine sogenannte Wunsch-Section den gleichen Preis. Darin sind alle Leistungen abgegolten. Zweitens ist es richtig, dass hauptsächlich Patienten, die eine Prämienverbilligung haben, die grössten Forderungen stellen. Drittens ist es richtig, dass wir sehr vorsichtig agieren, weil wir die zunehmenden Haftpflichtforderungen zu Recht fürchten. Viertens ist es sehr bedenklich, dass schlecht arbeitende Kassen ihre Defizite durch steigende Prämien decken dürfen. Fünftens sollte verboten werden, dass die Kassen selber Praxen betreiben, diese quersubventionieren und gutgeführte Privatpraxen ruinieren. Sechstens werden plastische Eingriffe von den Kassen üblicherweise nicht bezahlt. Es haben

sich aber gewisse Machenschaften in (nicht privaten) Kliniken angesiedelt, die auch solche Eingriffe zur Pflichtleistung machen, etwa das Magenband. Der Patient geht zur Spitalinternen Diätberatung, diese schickt ihn dann zum internen Psychiater, der ihn wiederum zum Mediziner schickt, der ihn zuletzt zum Spitalchirurgen schickt. Siebtens hat auch das primäre Hausarztssystem seine Tücken, denn alle Spitäler versuchen, diese an sich zu binden. So beklagen sich die Patienten nicht selten, dass sie ungefragt an ein Spital verwiesen worden sind. *Dr. med. Stephan Probst, Facharzt FMH für Gynäkologie und Geburtshilfe, Sursee*

Als Leistungserbringer im Gesundheitswesen erstaunt mich die Oberflächlichkeit des Artikels, in zwei Passagen fühlte ich mich direkt angesprochen, etwa «Verschwendung 4: der Arzt als Kostentreiber». So soll das Spital mehr verdienen, je mehr ein Arzt Labortests veranlasst. Das Gegenteil ist der Fall: Wenn der Spitalarzt Laboruntersuchungen veranlasst, wird die Klinikrechnung belastet; beim niedergelassenen Arzt seine Statistik. Es hat also niemand ein Interesse, «umsatzfördernde» Laboruntersuchungen zu veranlassen. Und der Arzt, der bei Kopfweg sofort ein MRI verordnet, dürfte die Ausnahme sein. Ich sehe täglich Patienten mit Kopfschmerzen, und zur Abklärung wird selten eine MRI-Untersuchung notwendig. In der Regel genügen ein Gespräch und eine gründliche Untersuchung. Kostenbewusstes Arbeiten gehört zu unserem Alltag, was auch aus den Kostenstatistiken hervorgeht. *Dr. med. Erich Riederer, Spezialarzt für Neurologie, Zürich*

Falsche Behauptungen

Nr. 38 – «Wundersame Vermehrung»; Silvio Borner über CO₂ in der Stromproduktion

Die Behauptung von Silvio Borner, es komme nur auf den (CO₂-armen) Schweizer Produktionsmix an und alles andere sei irrelevant, ist aus mindestens drei Gründen falsch:

— Diese Betrachtungsweise würde dazu führen, dass ein Land, das keinen Strom produ-

ziert und nur importiert, auch kein CO₂ verursacht und sich keinerlei Gedanken um die Klimabilanz des Stroms machen muss.

— Nur die Jahresbilanz von Stromimport und -export zu betrachten, ist nicht nur simpel, sondern falsch. Fakt ist, dass die Schweiz im Winter viel (Kohle-)Strom importiert.

— Würde es zutreffen, dass der Verkauf der Zertifikate eine rein kommerzielle Angelegenheit ist und deshalb klimapolitisch unbeachtlich wäre, könnte man den grünen Strom durch Export beliebig vermehren. Das wäre dann eine «wundersame Vermehrung» und würde das europaweit etablierte Zertifikatesystem, welches Produktion und Verbrauch direkt verbindet, ad absurdum führen. Die von Professor Borner vertretene Auffassung, die Schweiz sei beim Strom bezüglich Klima eine Insel der Glückseligen, ist unhaltbar. Es bleibt dabei: Wir müssen die Klimabilanz auch beim Strom im Auge behalten und dürfen die Stromnachfrage nicht blindlings weiterwachsen lassen. *Daniel Bächtold, Verband der Schweizerischen Gasindustrie, Zürich*

Berichtigung

Zur «Personenkontrolle» über Hans Ulrich Jost (Nr. 37/09) und zu meinem Leserbrief (Nr. 38/09) sind zwei Berichtigungen unumgänglich: Im Leserbrief hat die Redaktion einen Fehler gemacht: Die Zusatztanks der Mirage von Jost wurden nicht mit 2 mal 50 Liter Treibstoff aufgefüllt, sondern mit 2 mal 500 Liter. In der Rubrik «Personenkontrolle» hiess es, Jost habe die Mirage im Vierwaldstättersee versenkt. Er musste aber seine Mirage östlich von Yverdon mit dem Schleudersitz verlassen. Die Unterlassung der obligatorischen Kontrolle führte dazu. Anstatt die Ursache an den Flugzeugwart abzuschieben, hätte Jost für einmal die Gelegenheit nutzen können, sein eigenes Verhalten kritisch zu beleuchten. Dasjenige der Kriegsdienstgeneration hat er schon zur Genüge mit mangelnder Fairness von der Warte der verwöhnten Wohlstandsgesellschaft aus diskreditiert.

Agnes Böhm, Oberrieden

AHV plündern - Steuern erhöhen?

NEIN. Denn immer neue Prämien- und Preisaufschläge mitten in der Krise belasten Menschen und Wirtschaft bereits jetzt im Übermass. Zum Leben bleibt immer weniger!

NEIN. Denn die AHV darf nicht zugunsten der überschuldeten Invalidenversicherung mit 5 Milliarden Franken geplündert werden. Um der IV wirklich zu helfen, muss der Missbrauch konsequent bekämpft werden. Deshalb: Hände weg von unserer AHV!



Die Macht der Mutterliebe

Handeln Frauen, die sich stärker um ihre Karriere als um ihre Kinder kümmern, gegen die eigene Natur? Nein. Der erstaunliche Befund der Anthropologie: Mutterliebe ist ein grosser Karrieretreiber.

Von Kai Michel

Kind oder Karriere? Das Thema ist längst zum Klischee geworden. Trotzdem sorgt kaum eine Frage für so kontroverse Diskussionen wie jene nach der persönlichen Lebensplanung von Frauen. Die einen sehen in der Mutterschaft die wahre Bestimmung der Frau; sie fordern, dass Mütter den Beruf zugunsten der Kinder zurückstellen. Die anderen sehen in solchen Aussagen bloss frauenfeindliche Propaganda.

Die Debatte wird emotional geführt. Vor allem ist es der Begriff «Mutterliebe», der die Sache brisant macht. Für viele gibt es nichts Rührenderes als das Bild einer Frau, die ihr herziges Baby anstrahlt. «Wie kann man sich gegen solches Glück sträuben», fragen sie. Sollten Frauen nicht lieber ins Wochenbett gehen als ins Büro?

Erstaunlich ist, dass ein entscheidender Aspekt des Phänomens allenfalls oberflächlich diskutiert wird. Aus evolutionsbiologischer Sicht stellt sich nämlich die Frage, wie es überhaupt sein kann, dass Frauen Karriere machen und dabei das Risiko eingehen, kinderlos zu bleiben. Der evolutionäre Imperativ lautet doch wie die biblische Sentenz: «Seid fruchtbar und mehret euch.» Das Leben zielt auf die Fortpflanzung, die Weitergabe der Gene. Evolutionsbiologisch betrachtet, ist das Kinderkriegen die Mission der Frau – genauso wie das Kinderzeugen die Mission des Mannes ist.

Natürlich ist es jedem freigestellt, sich dem biologischen Diktat zu entziehen. Damit steigt er aber aus dem evolutionären Spiel aus. Aber darauf sind wir programmiert: All unsere Vorfahren waren durch ungezählte Generationen hinweg überaus erfolgreich im Reproduktionsgeschäft. Die Erbanlagen jener dagegen, die wenig Neigung spürten, sich zu vermehren, wurden von der Evolution aussortiert.

Sterben Karrierefrauen aus?

Wie kann es also sein, dass sich plötzlich so viele Frauen aus dem Griff der Biologie zu befreien scheinen? Denn wer Karriere macht, bleibt nicht selten – gewollt oder ungewollt – kinderlos. Das zeigt eine Analyse der 400 reichsten Amerikaner aus dem *Forbes Magazine*. Frauen, die durch Erbschaft reich geworden waren, hatten im Durchschnitt deutlich mehr Kinder als erfolgreiche Geschäftsfrauen, die sich ihr Vermögen selbst erworben hatten. Auch jene, die das Kinderkriegen nur hinauschieben wollen und währenddessen hart am eigenen Status arbeiten, laufen Gefahr, keinen Mann mehr zu bekommen. Männer scheinen

nur ungern nach oben zu heiraten (vgl. «Weiblich, schön, erfolgreich sucht», *Weltwoche*, Nr. 22/09). Letztlich könnte das bedeuten, sagt die bedeutende Anthropologin Sarah Blaffer Hrdy, dass beruflich ambitionierte Frauen in ferner Zukunft aussterben werden. Ist die Karrierefrau eine Sackgasse der Evolution, wie es Trilobiten oder Dinosaurier waren?

Manche mögen meinen, dass sei ihr verdientes Schicksal: Vor allem jene, für die Mutterschaft und Mutterliebe als eine Art angeborener Instinkt nicht weiter erklärungsbedürftig sind. Die anderen winken ab: Der «Muttermythos» ist für sie eine patriarchale Erfindung. Sie beerdigen das Problem, indem sie sich auf Elisabeth Badinter berufen, die zeigte, dass von den 21 000 Kindern, die 1780 in Paris geboren wurden, 19 000 zu einer Amme kamen. «Mutterliebe», befand die Philosophieprofessorin, sei wohl «kein Grundbestandteil der weiblichen Natur».

Doch es lohnt sich sehr, jene biologischen Fundamente der Mutterschaft zu betrachten, die Anthropologen jetzt freilegen. Dabei wird deutlich, dass das potenzielle Muttersein sehr wohl eine, wenn nicht sogar die elementare Macht ist, welche die weibliche Psyche im Griff hat – selbst dann, wenn die Frauen sich entscheiden, Karriere zu machen. Um egoistischen Hedonismus handelt es sich dabei nur

selten. Wer das verstehen will, muss sich ansehen, wie die Umstände waren, unter denen unsere Urmütter in den letzten zwei, drei Millionen Jahren darum kämpften, Kinder zu gebären und aufzuziehen.

«Böcke, Rammler und Co»

«Evolutionärer Erfolg ist reproduktiver Erfolg», sagt der Giessener Soziobiologe Eckart Voland. Doch die Investitionen im Fortpflanzungsgeschäft sind zwischen den Geschlechtern sehr ungleich verteilt – wenigstens was Säugetiere und damit auch den Menschen betrifft. «Böcke, Rammler und Co tun nicht mehr für die Fortpflanzung, als ihr Name aussagt», erklärt Voland. Männer können ihren evolutionären Erfolg auch durch das Beglücken anderer Weibchen steigern. Die Frauen dagegen tragen die schwere Last der Schwangerschaft, des Stillens und der Erziehung. Da muss nicht nur die Wahl des Partners gut überlegt sein, wichtiger ist es, das mütterliche Engagement genau zu kalkulieren. Denn die längste Zeit in den Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte vollzog sich das Leben unter härtesten Bedingungen. «Zwar wurde fast jede Frau schwanger», sagt Anthropologin Hrdy, «doch die Mehrzahl von ihnen starb ohne einen überlebenden Nachkommen.» Das grosse Ziel musste also sein: wenigstens ein Kind grossziehen.

Das führte zu einem Optimierungsprozess, bei dem die Urmenschen sehr erfolgreich waren. Bei den Menschenaffen nämlich, unseren nächsten Verwandten, kümmert sich die Mutter eifersüchtig ganz allein um das Kind. Ob Schimpansen, Gorillas oder Orang-Utans: Zur Geburt zieht sich das Weibchen zurück und trägt anschliessend das sich ins Fell klammernde Neugeborene Tag und Nacht mit sich herum. Es dauert Monate, bis die Mutter erste Berührungen des Babys erlaubt. Bis zu sechs, sieben Jahre umhegt die Mutter das Junge komplett. Zu gross ist die Angst, es könnte abhandenkommen. Bei Schimpansen werden Junge schon mal von Gruppenangehörigen gefressen. So sah es auch bei unseren affenhaften Vorfahren aus: Mutter machte alles, brachte deshalb aber wie Menschenaffen heute nur alle sechs bis acht Jahre ein Kind zur Welt.

Doch vor rund zwei Millionen Jahren fingen die Urmenschen an, ihre Kinder gemeinsam aufzuziehen. Vor allem Geschwister und Grossmütter, aber auch Väter kümmerten sich um sie, etwa wenn die Mutter Nahrung suchte. Sarah Hrdy zeigt in ihrem aktuellen Buch



Mythos: Angelina Jolie mit Adoptivkindern.



Eine elementare Macht, die die weibliche Psyche im Griff hat: Mutter und Kind.

«Mothers and Others», wie die Menschen durch dieses «cooperative breeding», die gemeinsame Jungenaufzucht, viel sozialer wurden. Carel van Schaik, Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich, lieferte dafür experimentelle Hinweise. Während Schimpansen etwa bis heute keine Nahrung teilen, wurden unsere Vorfahren zu Meistern der Kooperation. Van Schaik vermutet, dass für diese Innovation ein Umweltwandel verantwortlich war. Nur dort, wo Mütter begannen, unter den neuen Bedingungen Hilfe einzufordern, überlebten die Kinder. Der Erfolg war gross: Die Unterstützung im Brutgeschäft entlastete die Frauen. Und dadurch, dass sich auch andere für die Nachkommen verantwortlich fühlten, stiegen deren Überlebenschancen. Diese Energie investierten die Mütter wieder: Die Gehirne wuchsen, und die Abstände zwischen den Geburten schrumpften auf drei, vier Jahre. Menschen vermehren sich seither doppelt so schnell wie ihre Primatenverwandten.

Qualität ist Trumpf

Neben dieser Optimierung der Kinderaufzucht entwickelten Frauen verschiedene Strategien, um wenigstens ein Kind aufzuziehen. Die zeichneten sich durch eine kalt anmutende Rationalität aus. Sarah Hrdy spricht von einer «ökonomischen Abwägung», mit der Mütter «ihr elterliches Investment an die jeweils herrschenden Umweltbedingungen anpassen». Je nach Situation gab es verschiedene Lösungen.

Entscheidend war: Das Kind musste nicht nur erwachsen werden, sondern auch so ausgestattet sein, dass es sich in der Konkurrenz des Lebens bewährte und seinerseits Kinder in die Welt setzte: Erst dann war die Muttermission erfüllt. Deshalb zählte für die Frauen Qualität und nicht Quantität. Nicht möglichst viele, sondern wenige, dafür gesunde und bestens



Investment der Mutter: Anthropologin Hrdy.

auf alle Fährnisse des Lebens vorbereitete Kinder durchzubringen, lautete das Rezept.

In Krisenzeiten aber wurde diese Strategie riskant: Wenn Hunger, Krieg oder Krankheit es unwahrscheinlich machen, dass ein Kind überlebt, ist es – evolutionär betrachtet – nicht sinnvoll, allzu viel in es zu investieren. Tatsächlich hat der Anthropologe Robert Quinlan in einer grossen kulturvergleichenden Studie gezeigt, dass es einen deutlichen Zusammenhang gibt zwischen mütterlicher Fürsorge und herrschenden Risiken: So stillten die Mütter ihre Kinder in Notzeiten deutlich weniger, bekamen aber mehr Nachwuchs. Von vielen sollte wenigstens eines irgendwie durchkommen.

Schon diese strategischen Überlegungen vertragen sich kaum mit dem, was wir heute



Eifersüchtig: Orang-Utan-Mutter mit Kind.

unter Mutterliebe verstehen: also die geradezu selbstlose Konzentration auf das Wohl des Kindes. «Wir müssen uns klarmachen», sagt Anthropologin Hrdy, «dass wir erst seit kurzem in einem Stadium leben, in dem wir es uns leisten können, jedes Baby zu lieben, das wir zur Welt bringen.»

«Hänsel und Gretel» ist kein Märchen

Es ist hart, zu realisieren, dass die längste Zeit der Menschheitsgeschichte es für die Frauen immer eine Option war, ein Kind aufzugeben, wenn die Umstände besonders schlimm waren. Der Soziobiologe Voland spricht nüchtern davon, dass es für die Lebensbilanz einer Frau sinnvoll sein konnte, «eine bereits begonnene Fortpflanzung zu beenden und die gesparte



Spenden Sie, damit Pascal dabei sein kann.

Die Stiftung Cerebral hilft in der ganzen Schweiz Kindern wie Pascal und deren Familien. Zum Beispiel mit Massnahmen zur Förderung der Mobilität. Dazu brauchen wir Ihre Spende, ein Legat oder Unternehmen, die einzelne Projekte finanzieren. Helfen Sie uns zu helfen.



Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
Erlachstrasse 14, Postfach 8262, 3001 Bern,
Telefon 031 308 15 15, **PC 80-48-4**, www.cerebral.ch

Investition zu einem späteren Zeitpunkt gewinnbringend einzusetzen». Er meint damit nicht nur Abtreibungen. Zu allen Zeiten kam es überall auf der Welt zu Säuglingsaussetzungen und -tötungen.

Jeder kennt die Geschichte von Hänsel und Gretel. Weil den Eltern das tägliche Brot fehlte, schickten sie ihre Kinder in den Wald. «In den ersten schriftlichen Versionen», sagt Voland, «war es ganz selbstverständlich die Mutter, die ihre Kinder aufgab.» Erst später machte man die Stiefmutter daraus. Eine Studie aus dem französischen Limoges des 18. Jahrhunderts belegt den wahren Kern des Märchens: Über Jahrzehnte hinweg existierte dort eine fast perfekte Korrelation zwischen Getreidepreis – also den Lebenshaltungskosten – und der Häufigkeit, mit der Babys an der Kinderklappe des lokalen Hôpital général abgegeben wurden. Dabei handelte es sich um keine Ausnahme: Im Florenz des Jahres 1640 wurden 22 Prozent aller Kinder ausgesetzt, zwischen 1500 und 1700 lag die Quote nie unter 12 Prozent. Auch die eingangs zitierte Pariser Praxis, Säuglinge von Ammen auf dem Land aufziehen zu lassen, schloss das Risiko ein, das eigene Baby nie wiederzusehen.

Wie aber konnte das sein? Liebten die Frauen denn ihre Kinder nicht? Bedeuteten sie ihnen gar nichts? Dazu muss man wissen, dass es sich bei der Mutterliebe nicht um einen Instinkt

handelt. Sie ist kein Automatismus. «Der Gebärvorgang selbst ist noch keine Garantie dafür, dass sich eine Frau um das Baby auch kümmert», erklärt Hrdy. Die Ausprägung der Mutter-Kind-Bindung vollzieht sich in den ersten 72 Stunden in engem gegenseitigem Kontakt. «Mütter verlieben sich da geradezu in ihre Kinder.» Da die Babys die Gunst erwidern, verstärkt sich dieser Prozess. Das beim Stillen ausgeschüttete Liebeshormon Oxytocin besorgt den Rest.

Sich ins Baby verlieben

Tatsächlich werden Kinder in der Regel innerhalb dieser ersten 72 Stunden nach der Geburt aufgegeben. Das ist bei Menschen- wie Affenmütter der Fall, berichtet Sarah Hrdy. In jenem Zeitraum also, an dem das emotionale Band zwischen Mutter und Kind noch nicht die volle Stärke hat. Die Natur hält den Müttern gewissermassen die Möglichkeit offen, sich in Notzeiten vom Kind zu trennen. Legendar ist das Experiment, das französische Reformier im 19. Jahrhundert im Pariser Spital La Maternité unternahm. Dort brachten vermehrte Frauen ihre Kinder zur Welt. Jede vierte brachte ihren Säugling sofort ins Findelhaus. Dann wurden die Frauen dazu verpflichtet, das Baby mindestens acht Tage bei sich zu behalten. In der Folge gab nur noch jede zehnte Frau ihr Kind fort.

Erst heute in der Wohlstandsgesellschaft, wo es die Regel ist, dass Mütter ihre Kinder in guten Verhältnissen auf die Welt bringen, können sich Frauen es leisten, sich ganz in ihr Baby zu verlieben. Und trotzdem, schreibt die Zürcher Psychologin Gaby Gschwend, empfände auch heute nicht jede leibliche Mutter mütterliche Liebe und das Bedürfnis zu fürsorglichem Verhalten. Das Vorhandensein von Mutterliebe hängt in ausserordentlicher Weise von den existenziellen Lebensbedingungen ab.

Kehren wir zur Ausgangsfrage zurück. «Ob es uns gefällt oder nicht», resümiert Sarah Hrdy, «wir alle leben mit dem emotionalen Erbe und dem verhaltenssteuernden Apparat von Müttern, die sich über unzählige Generationen hinweg so verhielten, dass sie sicherstellten, zumindest eines ihrer Kinder bis ins fortpflanzungsfähige Alter zu bringen.» Dieses Erbe lässt sich nicht ausschlagen. Umso mehr erstaunt es, dass immer mehr Frauen die Karriere Kindern vorziehen. Haben sie genug von den Strapazen der Mutterschaft und streifen die Ketten der Biologie ab? Nein, sagt Hrdy. «Konkurrenzdenken und Ehrgeiz sind keineswegs unvereinbar mit Mutterschaft. Im Gegenteil: Sie sind miteinander verbunden.»

«Kinder empfinden zwar die Trennung von der Mutter als belastend, und Millionen berufstätiger Mütter ergeht es nicht anders», erklärt die Anthropologin. Aber die heutige Alltags-

POULETBRÜSTCHEN MIT KARTOFFEL-BANANEN-GEMÜSE

FÜR 4 PERSONEN

1 Banane*, 1 Schalotte, 2–3 Teelöffel rote Currypaste, 2 dl Kokosmilch, 2 dl Gemüsebouillon, 500 g festkochende Kartoffeln, 4 Pouletbrüstchen, 1 Esslöffel Rapsöl, 2 Esslöffel Honig*, 2 Esslöffel Sojasauce, 2–3 Esslöffel Limonensaft, Salz, schwarzer Pfeffer* aus der Mühle

- 1 Die Banane mit der Schale halbieren. Die eine Hälfte beiseitestellen, die andere schälen und in Scheiben schneiden. Die Schalotte schälen und fein hacken.
- 2 Bananenscheiben, Schalotte und Currypaste in einer Pfanne ohne Fettzugabe anrösten. Mit Kokosmilch und Gemüsebouillon ablöschen und zugedeckt 5 Minuten kochen lassen.
- 3 Die Kartoffeln schälen und in 1 cm grosse Stücke schneiden. Zur Kokosauce geben und weich kochen.
- 4 Die Pouletbrüstchen mit Salz und Pfeffer würzen und in der Bratpfanne mit Rapsöl auf jeder Seite 4–6 Minuten braten. Honig und Sojasauce verrühren und die Pouletstücke nach dem Anbraten damit einstreichen. Die Pfanne vom Herd ziehen, mit Alufolie bedeckt 10 Minuten ruhen lassen.
- 5 Die restliche Banane ebenfalls schälen und in Scheiben schneiden. Banane und Limonensaft zu den Kartoffeln geben. Alles gut heiss werden lassen und mit Salz sowie Pfeffer würzen.
- 6 Zum Servieren die Brüstchen in Scheiben schneiden. Auf dem Kartoffelgemüse anrichten und mit etwas Bratjus beträufeln.

* mit dem Fairtrade Max Havelaar Gütesiegel

Kochidee von Starköchin Florina Manz

F. Manz

Heute koche
ich fair!



Mehr Rezepte und grosser Wettbewerb auf: www.maxhavelaar.ch

welt eröffnet einem uralten weiblichen Impuls Gelegenheit, sich ungehemmt auszuleben: dem Streben nach sozialem Rang. «Moderne Frauen mögen gesellschaftlichen Status für das Sahnehäubchen des Berufslebens halten», sagt Hrdy. «Wo es jedoch um lebenswichtige Fragen ging, etwa wie bei den Schimpansen darum, andere Weibchen abzuhalten, das eigene Baby aufzufressen, oder ihnen zu verwehren, Ressourcen zu monopolisieren, dort war die soziale Stellung ungeheuer wichtig.»

Die Macht der Affenmatrone

Flo, der berühmten Schimpansenmutter aus den Filmen der Primatenforscherin Jane Goodall, gelang es, sich im von Männchen kontrollierten Gebiet ein eigenes Territorium zu sichern, das Schutz und Nahrung bot. Sie gebärdete sich dort als wahre Herrscherin. Ihr Sohn brachte es zum Gruppenchef; vor allem aber sicherte Flos Prestige ihrer Tochter das Bleiberecht – normalerweise müssen junge Weibchen die Gruppe verlassen. Diese Matronentaktik hat sich tief in die weibliche Psyche eingeschrieben. Sich hohen sozialen Status zu erarbeiten, komme einer «Lebensversicherung für Nachkommen» gleich, sagt Hrdy. Mutterliebe wird zum Karrieretreiber.

Also gehören auch die modernen Berufsamputationen der Frauen ins Arsenal der oben skizzierten Mutterstrategie: möglichst gute Vor-

aussetzungen für möglichst «qualitätvolle» Kinder zu schaffen. Wir haben es sozusagen mit ihrer Hochkonjunkturvariante zu tun. Denn heute reicht es längst nicht mehr, nur gesunde Kinder zur Welt zu bringen, «auch seelisch ausgeglichen und glücklich müssen sie sein», schreibt Psychologin Gschwend. Die Anforderungen wachsen ständig. Hochbegabung und Multitalent sind ebenfalls erwünscht. Deshalb zögern viele Mütter die Ge-

«Konkurrenzdenken und Ehrgeiz sind keineswegs unvereinbar mit Mutterschaft.»

burt mehr oder minder unbewusst hinaus, um dem Stammhalter die besten Startbedingungen zu ermöglichen. Oft bis es zu spät ist, oder sie scheuen ganz vor den immensen Anforderungen zurück.

Die altbewährte Strategie geht heute immer öfter nicht mehr auf. Erstmals fallen Kinderwunsch und Statusbedürfnis auseinander. Früher konnten die Frauen an ihrem Rang oder dem Anhäufen von Ressourcen arbeiten, so viel sie wollten. In einer Zeit ohne Geburtenkontrolle wurden sie irgendwann einfach schwanger. Da gab es keine Alternative. Heute müssen Frauen ganz bewusst die Entscheidung für ein Kind treffen. Das fällt ihnen sehr

schwer. Zwar verspüren sie das Ticken der biologischen Uhr. Aber zugleich arbeitet es in ihnen: «Ist jetzt schon der richtige Zeitpunkt? Brauchen wir nicht erst die neue Wohnung? Ist er wirklich der beste Mann für mich? Bin ich nicht doch schon zu alt?» Auch das ist Teil des alten evolutionären Programms: immer noch gucken, ob sich nicht doch noch etwas verbessern lässt, ob nicht doch ein mögliches Risiko übersehen wurde. Es ist paradox: Was einst zum Besten des Kindes war, kann sich in Zeiten der Pille als Kinderverhinderungsstrategie entpuppen.

Frauen sind heute also nicht egoistischer als früher. Sie haben es nur schwerer, weil sie sich ganz konkret für Kind und Mutterschaft entschliessen müssen. «Ohne dass sich jemand von uns dafür freiwillig gemeldet hätte», bringt Sarah Hrdy es auf den Punkt, «sind wir Frauen zu Versuchskaninchen in einem gewaltigen Experiment geworden, das zeigt, was Frauen, die ihre Fortpflanzung kontrollieren können, wirklich wollen.»

Sarah Blaffer Hrdy: Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution. Berlin-Verlag. Zirka Fr. 22.60

Sarah Blaffer Hrdy: Mothers and Others. The Evolutionary Origins of Mutual Understanding. Harvard University Press. Fr. 48.90

Eckart Voland: Die Natur des Menschen. C. H. Beck. Fr. 33.90

Gaby Gschwend: Mütter ohne Liebe. Vom Mythos der Mutter und seinen Tabus. Huber. Fr. 25.90

ebookers.ch
Reisen auf einen Klick.

**Mehr Freude beim Shoppen.
Städtereisen zu Tiefpreisen.**

Sind Sie auch bei Ihrer Ferienplanung ein Einkaufsgenie? Ein Grund mehr, sich ganz auf ebookers.ch zu verlassen. Denn beim führenden Internet-Reisebüro der Schweiz finden Sie nicht nur Flüge, Hotels und Mietwagen zu absoluten Tiefpreisen, sondern immer auch die günstigsten Städtereisen mit individuell kombinierbaren Flug + Hotel-Angeboten auf einen Blick. Buchen Sie jetzt rund um die Uhr: www.ebookers.ch

**Am 29.9. ist
der Tagi fertig
umgebaut.
Hier dauerts
etwas länger.**

Dranbleiben. TagesAnzeiger

«Ich weiss, wie es geht»

Wie freisinnig ist der neue FDP-Bundesrat Didier Burkhalter? Für welche Schweiz kämpft er in der Politik? Ein Kreuzverhör mit dem neuen Neuenburger Innenminister, der vor schwierigen Aufgaben steht. *Von Urs Paul Engeler und Roger Köppel*

Herr Bundesrat, ich habe am letzten Donnerstag einen Telefonanruf der Fernseh-«Arena» bekommen, man müsse mich, Originalton, «wieder ausladen» aus der Sendung, in die man mich tags zuvor eingeladen hatte, weil der neue Bundesrat nicht mit mir auftreten wolle. Die *Weltwoche* sei ...
... nehmen Sie zuerst einen Kaffee, meine Herren ...

... die *Weltwoche* sei zu kritisch gegenüber dem Freisinn. Haben Sie ein Problem mit kritischen Journalisten?

Mag sein, dass die FDP so etwas gesagt hat, aber ich habe kein Problem mit kritischen Journalisten. Im Gegenteil. Soweit ich den Fall verstanden habe, glaubte das Parteisekretariat, Sie seien auf einer Liste möglicher Experten und man könne noch darüber diskutieren. Die wussten nicht, dass Sie schon eingeladen waren. Ich selber habe nichts entschieden, wirklich nicht. Ich hatte 45 Interviews und am Donnerstag einen Event in Neuenburg, so konnte ich mich gar nicht mit der «Arena» beschäftigen.

FDP-Generalsekretär Stefan Brupbacher bestätigte mir gegenüber, der neue Bundesrat wünsche nicht, mit mir zusammen aufzutreten. Möglicherweise hätten ihn dazu auch Leute aus seinem Umfeld gedrängt. Es fielen die Namen Couchepin und Pelli [Bundesrat und Parteipräsident, Anm. der Redaktion]. Tags darauf behauptete der Generalsekretär, er habe den Entscheid getroffen. Etwas stimmt hier nicht.

Nein, das ist falsch. Die FDP und Herr Brupbacher widersprechen Ihrer Darstellung. Ich kannte Sie nicht persönlich, wie hätte ich Sie da ausladen lassen können? Und ich kann Ihnen versichern, dass ich gerne mit Ihnen in der «Arena» diskutiert hätte. Aus dem Sekretariat habe ich vernommen, die «Arena» habe Experten einladen wollen, Sie aber, Herr Köppel, seien kein Experte, sondern fast schon ein Politiker.

Sie hätten das Missverständnis am Freitag mit einem Anruf beheben können.

Ich hätte das machen können, aber im Bundesrat war die Departementsverteilung, ich konnte nicht einmal zum Mittagessen gehen und musste nachher an ungezählte Interviews plus eine Sendung fürs Lokalfernsehen. Ich rede gerne mit Kritikern. Sonst sässen wir ja nicht hier.

In einem Zeitungsinterview haben Sie gesagt, das Parteisekretariat der FDP führe



«Meine Schwiegermutter, ich gebe es zu, ist nicht so begeistert von der EU»: Bundesrat Burkhalter.

Ihre Agenda. Halten Sie das für eine gute Führungsstrategie?

Die Kollegen im Sekretariat diskutieren mit mir, aber ich habe einfach nicht mehr die Zeit, meine Agenda selber zu führen.

Man sagt den welschen Bundesräten nach, sie hätten ein royalistisches Verständnis ihres Amts.

Es ist doch längst bewiesen, dass ich offen bin für alle. Von mir aus können wir nächste

Woche zusammen in die «Arena» gehen. Wenn Sie wollen, ich bin dabei.

Sie haben sich als Parlamentarier für eine Stärkung der Rolle des Bundesrats in der Informationspolitik eingesetzt. Im Klartext: Sie wollen, dass die Informationen stärker von oben nach unten gesteuert werden.

Achtung, es geht nicht um alle Informationen des Bundesrates, sondern vor allem um die Informationen vor Abstimmungen. Oft ist es ja so, dass der Bundesrat nicht so glücklich darüber ist, was aus dem Parlament vorgelegt wird. Für die Bevölkerung ist dann nicht unbedingt klar, was die Behörden denken. Es ist sehr wichtig, dass alle Positionen offengelegt werden, das Pro, das Kontra, aber eben auch die Position des Bundesrates und der Behörden, die eine dritte Position einnehmen.

Entspricht das unglaublich einseitige Abstimmungsbüchlein des Bundesrates zur IV-Vorlage Ihrer Vorstellung einer guten Informationspolitik?

Ist es so einseitig? Es gibt doch Raum für die Gegnerschaft, aber der Standpunkt der Behörden steht im Vordergrund. Den sollen sie äussern können, und zwar deutlich. Schlimm fände ich, wenn die Behörden den Leuten sagten, was sie zu denken hätten. Das ist aber nicht meine Position.

Nun wird in diesem Abstimmungsbüchlein von einer Sanierung gesprochen, aber eine Sanierung der IV ist es nicht. Die rund 16 Milliarden Schulden der IV werden mit keiner Silbe erwähnt. Die in Aussicht gestellte Mehrwertsteuererhöhung bringt die Neuverschuldung, aber nicht den Schuldenberg weg. Da werden die Stimmbürger brandschwarz angeschwindelt

Ich fordere die Vollständigkeit der Information. Es darf keine Behördenpropaganda geben. Die wichtigsten Argumente und Angaben gehören in die Broschüre.

Wenn Sie Ihr Amt antreten, übernehmen Sie 16 Milliarden IV-Schulden, je nach Rechnung. Wie bringen Sie diese Altlasten weg?

Mit der neuen IV-Vorlage werden sie teilweise saniert. Es braucht die 5. IV-Revision, aber auch die 6. Es ist mir klar, dass noch sehr viel getan werden muss.

Mit einem Ja zur IV-Vorlage verschwinden die jährlichen Defizite, aber die alten Schulden bleiben. Was ist zu tun?

Theoretisch kann die Situation bereinigt werden. Es hängt davon ab, wie die sechste IV-Revision ausfällt. Die Bevölkerung muss wissen: Jetzt stimmen wir erst über eine Teilsanierung ab, die allerdings notwendig ist. Weitere Anstrengungen sind nötig im Rahmen der 6. Revision.

Wir reden von Einsparungen in der Höhe von zwei Milliarden Franken pro Jahr, gerechnet auf acht Jahre. Wie wollen Sie das schaffen?

Das wird die 6. IV-Revision allein nicht bringen. Da sind auch alle vorgängigen Sanierungsmassnahmen mitentscheidend.

Verbürgen Sie mit Ihrem Namen, dass die befristete Steuererhöhung für die IV nach sieben Jahren nicht weitergeführt wird?

Das ist die Absicht, das will ich. Wenn es aus unerfindlichen Gründen doch anders kommen sollte, muss ein neues Gesetz gemacht werden. Auch mir ist klar, dass viele temporäre Abgabenerhöhungen in der Schweiz irgendwann verewigt werden. Ich habe die IV-Vorlage als Parlamentarier aber nur unter der Bedingung geschluckt, dass die Erhöhung befristet bleibt.

Es muss Ihren freisinnigen Instinkten zuwiderlaufen, wenn marode Sozialwerke durch Abgabenerhöhungen geheilt werden sollen.

Ich glaube an das Sanierungskonzept, aber manchmal ist es schwierig, den Leuten ein Konzept zu vermitteln. Wir müssen etwas Verständnis für die Politik haben. Man kann nicht alles in kurzer Zeit erreichen. Manches braucht lange ...

... in anderen Zeiten und Welten gab es Fünfjahrespläne, die nie eingehalten wurden. Aber noch ein Punkt zur IV: Das entscheidende Problem liegt doch darin, dass in den letzten Jahren der Begriff Krankheit systematisch ausgedehnt wurde. Scheinkrankheiten werden staatlich bezahlt. Sind Sie bereit, diese Missstände aufzudecken und zu beheben?

Ich habe das schon intensiv diskutiert. Die Neurenten sind bereits strengeren Bedingungen unterworfen worden. Die alten Renten anzupacken, ist viel schwieriger. Ich habe ein klares Ziel: Ich möchte mehr Leute in die Arbeit zurückbringen. Ich strebe keinen Sozialabbau an, ich will bessere Integration. Wir treffen keine Massnahmen gegen die Leute. Es gibt gute Ansätze, die Leute in den Arbeitsprozess einzugliedern, indem man ihnen das entsprechende Vertrauen gibt. Die Menschen sollen nicht das Invalidenetikett bekommen, irgendwann glauben sie sonst selber dran. Unser System produziert Invalide. Das ist falsch.

Eine ähnlich verfahrenere Lage präsentiert sich bei der AHV. Was ist da Ihr Plan?

Erstens: die IV-Abstimmung. Die bringt eine Entlastung. Zweitens: die 11. AHV-Revision, die ist nicht so einfach. Drittens: Wir müssen einen Konsens suchen, um eine Art Schuldenbremsesystem in der Versicherung selber zu installieren. Ich möchte da nicht zu präzise werden, sonst wächst der Widerstand. Mein Ziel: Es soll nicht mehr so verkrampt über das Alter gesprochen werden, sondern wir sollten alles daran setzen, diesen Mechanismus herzustellen, der zu einer fast automatischen Sanierung der AHV führen könnte. Das wäre die beste Lösung.

Die Erhöhung des AHV-Alters ist kein Tabu mehr?

Sozialwerke

Ungedeckte Schecks

Was bringen die 5. und die 6. IV-Revision?

Mit der 5. IV-Revision wurde die Invalidenversicherung erstmals nicht ausgebaut, sondern abgebaut: Zusatzrenten zum Beispiel für Ehegatten von IV-Rentnern wurden gestrichen, gewisse Zuschläge für sehr junge Rentner aufgehoben. Ebenso verbesserte man die Früherfassung. Weil sich in den ersten Tagen einer Krankheit entscheidet, ob ein Patient sich erholt oder langfristig in die Invalidität abzurutschen droht, führte man Instrumente ein, die sicherstellen, dass Arbeitgeber und IV früh intervenieren, wenn ein Arbeitnehmer sich krank schreiben lässt. Insgesamt versprach sich der Bundesrat Einsparungen von jährlich 500 Millionen Franken. Diese wurden zum Teil realisiert, und die Zahl der Neurentner ging zurück, doch die IV schreibt nach wie vor jährliche Defizite von 1,4 Milliarden Franken. Entscheidender im Zusammenhang mit der 5. IV-Revision ist die Tatsache, dass das Volk ihr 2007 mit sicherer Mehrheit zugestimmt hat. Der Mythos, dass niemand auf «Kosten der Behinderten» sparen möchte, den die Linke jahrzehntlang gepflegt hatte, war gebrochen. Von einer Sanierung der IV war man jedoch nach wie vor weit entfernt. Trotzdem schlug Innenminister Pascal Couchepin (FDP) nun eine Erhöhung der Mehrwertsteuer vor, um die jährlichen Defizite der IV für sieben Jahre zu decken. Vor schmerzhaften Einschnitten schreckte er zurück. Er überliess diese Aufgabe seinem Nachfolger.

Um die Wirtschaftsverbände für diese Steuererhöhung zu gewinnen, legte Couchepin noch im Sommer ein erstes Paket der 6. IV-Revision vor – die eine Sanierung verspricht. Bei näherem Hinsehen beinhaltet dieses Massnahmenpaket aber nur eine einschneidende Massnahme: Ein Teil der Renten soll überprüft werden, damit sie allenfalls gestrichen werden. Neu gelten gewisse Krankheitsbilder nicht mehr als ausreichend für eine Rente. Man möchte die Buchhaltung der IV erleichtern, was aber aus Sicht der Steuerzahler keine echte Ersparnis bringt. Insgesamt rechnet Couchepin mit Entlastungen von 570 Millionen, was nach wie vor das jährliche Defizit der IV nicht beseitigt. Die fehlenden 500 oder 700 Millionen soll das zweite Massnahmenpaket tilgen – das der neue Innenminister Didier Burkhalter bis Ende 2010 ausarbeiten muss. *Markus Somm*

Im Schwitzkasten

Schon früher geriet die Fernseh-«Arena» ins Druckfeld der Politik. Unabhängigkeit sieht anders aus. *Von Andreas Kunz*



Neue Amtszeit: Bundesrat Burkhalter in der «Arena» des Schweizer Fernsehens.

Die FDP war erleichtert: Didier Burkhalter festigte mit seiner Wahl in den Bundesrat den freisinnigen Machtanspruch. Nun sollte er sich am vergangenen Freitag in der Sendung «Arena» des Schweizer Fernsehens (SF) dem Publikum präsentieren. Eingeladen worden war dazu – als einer von drei «Experten» – auch *Weltwoche*-Chef Roger Köppel. Doch die FDP forderte seine Ausladung und drohte mit einem Rückzug von Burkhalter. «Herr Köppel ist kein Experte, sondern ein Opponent, der über Jahre die FDP und ihre Politik systematisch und herablassend kritisiert hat», sagte FDP-Generalsekretär Stefan Brupbacher dem *Tages-Anzeiger*.

Der Artikel wurde auf der Website der Zeitung zum meistgelesenen und meistkommentierten des Tages. Innert kürzester Zeit meldeten sich über 250 Leser – und die Reaktionen fielen aus Sicht der FDP eher unerfreulich aus. «Ein Kuschelpolitiker einer Partei, die Vorschriften macht, wer wann und wie reden darf! Ist das noch freie Meinungsäusserung?», schrieb einer. «Peinlich für SF und FDP», schrieb ein anderer. Abends dann sendete die «Arena», es erschien ein zahmer Bundesrat Burkhalter – «Opponent» Köppel meldete sich per Werbespot: «Alles, was ich heute in der «Arena» nicht sagen darf, erfahren Sie

nächsten Donnerstag in der *Weltwoche*. Herzlich, Roger Köppel.»

Es war ein verunglückter Beginn einer Amtszeit. Bundesrat Burkhalter wirkte, als ob er keine Kritik vertragen und ein Rededuell scheue. Der Vorfall lässt aber auch an der Unabhängigkeit von SF zweifeln, die für den gebührenfinanzierten Sender ein wichtiges Gut ist und von allen Vertretern – sei es Chefredaktor Ueli Haldimann, «Arena»-Redaktionsleiterin Marianne Gilgen oder -Moderator Reto Brennwald – stets betont wird.

Sonderwünsche der Bundesräte

Jetzt aber erhielt die «Arena»-Redaktion «zahlreiche» Zuschriften von verärgerten Zuschauern – und verschickte umgehend eine ausführliche Antwort: «Wir lassen uns weder erpressen noch vorschreiben, wen wir in die «Arena» einladen. Diese Woche lag die Sache etwas anders. Auf keinen Fall wollten wir riskieren, dass der neue Bundesrat nicht an der Sendung teilnimmt.» Sowieso sei Roger Köppel «noch gar nicht eingeladen» gewesen, sondern nur «provisorisch» angefragt worden. «Ob Didier Burkhalter abgesagt hätte, wissen wir nicht. Vielleicht wurde die Sachlage gar nicht mit ihm besprochen.»

Sonderwünsche von Bundesräten gab es in der «Arena» tatsächlich schon immer. Mal verlangte Bundesrätin Widmer-Schlumpf ein

eigenes Pültchen. Ein anderes Mal drohte Flavio Cotti, er diskutiere mit Christoph Blocher nur unter Ausschluss des Studiopublikums. Auch die Parteien setzten die Redaktion stets unter Druck. Einmal wollte die neue Oppositionspartei SVP die Hälfte aller Redner stellen und blieb der Sendung schliesslich fern. Kurz darauf boykottierte die SP eine «Arena», die sich ausschliesslich mit dem Zustand der SVP befasste.

Vor zwei Wochen verweigerte die FDP ein «Arena»-Duell ihrer beiden Bundesratskandidaten, worauf die Redaktion den CVP-Kandidaten Schwaller halt alleine einlud. Die FDP fühlte sich einmal mehr vom Schweizer Fernsehen benachteiligt, denn bereits Anfang Juli hatte sie eine Klage gegen einen Bericht des Magazins «10 vor 10» eingereicht, in dem mehreren FDP-Parlamentariern eine Nähe zur Pharmedienlobby nachgesagt worden war.

Da Bundesrat Couchepin kürzlich in der «Arena» zur IV-Zusatzfinanzierung wegen *Weltwoche*-Redaktor Urs Paul Engeler vor laufenden Kameras die Fassung verlor, kam es im FDP-Generalsekretariat am vergangenen Mittwoch wohl zu einiger Nervosität, als sie den Namen Köppel hörten.

Vielstimmiger FDP-Chor

Was aber ist dann genau passiert? Wenig Erhellendes sagten FDP-Vertreter, die über das Wochenende in den Medien den Schaden zu begrenzen versuchten. Im Gegenteil: Die Verwirrung wuchs, als Parteisprecher Noé Blancpain am Freitag Burkhalters Gesprächsboykott dementierte – und am gleichen Abend am Rande der «Arena»-Aufzeichnung der andere FDP-Sprecher Damien Cottier die Aussagen von Generalsekretär Brupbacher wiederholte. Noch irritierender wurde das freisinnige Kommunikationsverhalten, als Cottier auf Nachfrage plötzlich von einem «Missverständnis» sprach und den Vorfall bedauerte, sein Kollege tags darauf aber dem TV-Sender Tele Züri ein Interview verweigerte und schriftlich mitteilte, dass es «nie» eine Drohung gegeben habe – was die «Arena»-Leitung umgehend dementierte.

Den vielstimmigen FDP-Chor beendete der frischgewählte Bundesrat in den Interviews der Sonntagszeitungen: Er sei nicht direkt in den Entscheid involviert gewesen und kenne Köppel überhaupt nicht. Nachfragen stellten die Journalisten nicht.

Ist Burkhalters Aussage glaubhaft? Bestimmt in der FDP das Sekretariat, wer dem Bundesrat genehm ist? Recherchen zeigen, dass Generalsekretär Brupbacher noch am Wahltag der «Arena»-Redaktionsleiterin Marianne Gilgen klarmachte,

dass Köppel «keine gute Idee» sei. Komme Köppel, gebe es keinen Burkhalter, hiess es. Gilgen versuchte es am gleichen Tag ein weiteres Mal; Brupbacher versprach, die Sachlage abzuklären.

Dasselbe sagte FDP-Mann Brupbacher auch am Donnerstag in zwei weiteren Telefonaten mit Gilgen – bis Köppel am Nachmittag über Gilgens Assistentin von seiner Ausladung erfuhr. Interessanterweise trafen sich wenige Stunden zuvor der neue Bundesrat Didier Burkhalter, Pascal Couchepin und Hans-Rudolf Merz zum gemeinsamen Mittagessen. Der scheidende FDP-Bundesrat Couchepin führte seinen Nachfolger informell in die Tüchen des neuen Amtes ein – und kurz darauf soll das Sekretariat nach einer 24-stündigen Abklärung im Alleingang beschlossen haben, wem sich Burkhalter in seinem ersten «Arena»-Auftritt als Bundesrat zu stellen hat?

Leuteneggers Ablenkungsmanöver

In der FDP hält Generalsekretär Brupbacher den Kopf mittlerweile alleine hin. Anfragen der *Weltwoche* beantwortet er nicht. Gleichzeitig hat Bundesrat Burkhalter eingewilligt, mit Köppel ein Interview zu führen (siehe Artikel rechts).

Hätte also die «Arena»-Leitung den Vorfall durch eine direkte Kommunikation mit dem frischgewählten Bundesrat und seinem Kontrahenten verhindern können? Redaktionsleiterin Gilgen lief beim Generalsekretariat mehrmals telefonisch auf. Und bei Köppel meldete sich bloss ihre Assistentin. «Unmittelbar nach der Wahl ist der frischgewählte Bundesrat extrem schwierig zu erreichen. Da er noch nicht im Amt ist, hat er keine persönliche Pressestelle. Der Weg zu ihm führt also in dieser ersten Zeit zwangsläufig über das Generalsekretariat der Partei», sagt Gilgen auf Anfrage der *Weltwoche*. Zum Telefonat mit Köppel sei sie wegen der Bundesratswahl schlicht nicht gekommen. Sie würden die Aufgaben auf der Redaktion aber regelmässig aufteilen, da es dort «keine Klassenunterschiede» gebe.

Auch der Forderung von CVP-Bundesrat Flavio Cotti hatte der damalige Moderator Filippo Leutenegger nachgegeben. Allerdings hatte niemand von den ursprünglich geladenen Gästen von Cottis Forderung erfahren, weil Leutenegger ihnen die kurzfristige Änderung geschickt als «Konzeptwechsel» verkaufte. Cottis Gegner hatten also schlicht nicht gemerkt, dass sich der Bundesrat vor einer live ausgestrahlten Auseinandersetzung mit ihnen scheute.

Wir sollten uns in der Diskussion nicht auf die Altersfrage versteifen, sondern alle Verantwortlichen dazu bringen, an einer nachhaltigen Gesundung der AHV mitzuarbeiten. Es ist gut möglich, dass eine Flexibilisierung des Bezugsalters eine Folge unserer Bemühungen sein wird, aber wenn wir uns schon zu Beginn auf Zahlen festlegen, gibt es zu viele Neinsager. Ich sage nicht: AHV mit siebzig. Ich sage: Wir wollen eine gesunde AHV.

Haben Sie das schon durchgerechnet, oder ist das eine Skizze?

Es ist eine Skizze.

Wann müssen für die Mutterschaftsversicherung die Lohnabgaben erhöht werden?

Das weiss ich nicht. Aber wahrscheinlich werden sie erhöht.

Wenn man Ihnen so zuhört, hat man den Eindruck, Sie wollen alle Probleme durch mehr staatliche Eingriffe lösen ...

... halt, die von mir angesprochenen Integrationsmassnahmen in der IV sind nicht staatlich.

Trotzdem: Wir stehen vor einer Grundsatfrage: Leute, die nicht unbedingt etwas leisten wollen, gehen heute zur IV. In den neunziger Jahren entwickelten wir uns, plakativ gesagt, von einer Leistungsgesellschaft hin zu einer Versorgungsgesellschaft durch den Staat. Sind Sie für eine Rückkehr zur Leistungsgesellschaft?

Ich bin einverstanden, aber es gibt gefährliche Aspekte. Ich scheue etwas zurück vor allgemeinen Aussagen, die ganze Bevölkerungskreise diffamieren könnten.

Aber Sie müssen doch sagen können, wo Sie die Akzente setzen.

Wir setzen bereits andere Akzente, weitere Konsolidierungen sind geplant.

Wir haben den Eindruck, gerade der Freisinn fährt einen Wischiwaschi-Kurs. Ja zu mehr Leistung, aber auch Ja zu mehr Versorgung.

Sie wollen zu einseitige Antworten. In den Grundsätzen sind wir uns einig: Leistung muss sich lohnen. Aber es gibt viele Leute, die einfach nicht mehr leisten können, da muss man drücken, drücken, drücken. Und aufpassen, dass man nicht zu viel Druck macht, sonst werden sie auch deswegen krank. Haben die Unternehmen alles gemacht, um Angestellte vor der Invalidität zu bewahren? Nein. Es ist eben nicht nur ein Problem der Politik, sondern der Gesellschaft.

Aber die Politik hat die Anreize geschaffen, die es für Firmen lohnenswert machten, Stellenabbau über die IV zu finanzieren.

Es ist komplexer.

Sind Sie dafür, dass man die Schweizer Grossbanken verkleinert, um das Klumpenrisiko für die Schweiz abzubauen? Alles, was zu gross ist, um bankrottzugehen, ist zu gross.

Einverstanden. Alles, was zu gross ist, muss verkleinert werden, aber unsere Grossbanken sind nicht zu gross.

Wie bitte?

Die Grossbanken sind dann zu gross, wenn die inneren Proportionen nicht mehr stimmen, wenn das Eigenkapital und die Liquidität zu gering sind. Als internationale Unternehmen sind sie nicht zu gross. Die Grösse unserer Banken bringt der Schweiz sehr viel. Wir dürfen diese Banken nicht verlieren durch eine unbedachte Politik.

Aber wenn die UBS Managementfehler in den USA macht, muss heute der Schweizer Steuerzahler hinstehen, denn ein Bankrott dieser Bank würde die Schweiz in den Untergang reissen.

Ich gebe Ihnen recht, es war keine gute Sache, dass der Staat bei der UBS einsteigen musste. Aber es kam gut heraus. Es war eine gute Investition.

Aber das Problem ist doch, dass sich die Schweiz einen Untergang der UBS nicht leisten kann. Faktisch hat der Staat die Haftung übernommen. Das können Sie als Marktwirtschaftler unmöglich verteidigen.

Es stimmt. Aber ich glaube nicht, dass die Verkleinerung eine Lösung ist. Die Banken müssen selber fähig sein, solche Krisen auszuhalten. Wenn wir die UBS oder die CS verkleinern, schwächen wir die Schweiz. In den achtziger Jahren wäre vielleicht eine CS untergegangen, hätte sie kein florierendes Auslandgeschäft gehabt. Das war eine Immobilienkrise damals, jetzt herrscht eine andere Krise. Heute ist wichtig: Die Banken müssen über genügend Eigenkapital und genügend Liquidität verfügen. Ich bin da sehr liberal: Die Grossbanken sollten selber ein System finden, wie sie sich untereinander aufstellen, damit einzelne Banken Konkurs gehen können, ohne das ganze System mitzureissen.

Das ist eine fromme Hoffnung. Die Gewährleistung eines funktionierenden Marktes ist eine politische Aufgabe.

Die Banken gehen doch schon in diese Richtung. Die Banken haben ein Interesse daran, das private System zu erhalten. Im Übrigen finde ich es eine schlechte Angewohnheit in der Schweiz, alle politischen Visionen als fromme Hoffnung zu belächeln. Nochmals: Die Banken wollen keine Überregulierung, deshalb haben sie ein Interesse, das Problem selber zu lösen.

Haben wir eigentlich eine grosse Wirtschaftskrise? Oder wurde übertrieben?

Die Krise ist nicht so gross, wie es behauptet wurde. Es gab ungemütliche Situationen und Risiken. Wir können schnell aus der Krise herauskommen, wenn wir es gut machen. Wir müssen an unsere Innovationskraft glauben. Die besten Länder sind die, die am meisten in die Innovationsfähigkeit investieren.

Dann kamen die 30 000 Demonstranten, die am letzten Samstag in Bern aufmarschierten, zu spät?

Italien

Er hat's erfunden

Aber Berlusconi leidet plötzlich an zu viel Berlusconi.

Von Peter Hartmann

Die Idee hatte nicht er, sondern seine Sekretärin. Sie schlug dem Chef vor, die Wohnungen in der Satellitenstadt «Milano 2», die der Baulöwe Silvio Berlusconi für 10 000 betuchte Einwohner aus dem Boden gestampft hatte, mit einem internen Kabelfernsehen auszustatten. Die Filme sagte sie gleich selber an. Das war, in den siebziger Jahren, die Urzelle des berlusconischen Medienimperiums. Der Cavaliere entdeckte den Zauberstab der Massenbeherrschung und Meinungsmanipulation.

«Die Rai», tönte er am letzten Dienstag zur besten Sendezeit, «ist wohl die einzige von den Bürgern bezahlte Sendeanstalt der Welt, die immer nur die Regierungsmehrheit attackiert.» Ministerpräsident Berlusconi, 73, sass als einziger Gast in der Talkshow «Porta a Porta» von Rai Uno, assistiert von einem servilen Stichwortgeber, und beweihräucherte sich als «bedeutendster italienischer Politiker der letzten 150 Jahre». «Er hat Mussolini vergessen», versuchte sich hinterher der linke Oppositionsleiter Franceschini in Zynismus.

Anlass des Monologs war ein Potemkinsches Dorf, die Schlüsselübergabe an die ersten 300 Erdbebenopfer in den Abruzzen, die allerdings ihr neues Zuhause nicht der Regierung, sondern der Region Trient aus dem Norden verdanken, und der grosse Kommunikator verschwieg, dass 44 000 Menschen weiterhin in Notunterkünften darben. Stattdessen fiel er über die Presse her, die ihn mit Lügengeschichten über Sex mit Minderjährigen und mit Prostituierten verteuflte (das Fernsehen unterschlägt die Affären). Der Fernsehmonopolist, der drei Privatsender besitzt und die drei Rai-Sender auf Regierungstreue kontrolliert, ist während der Wirtschaftskrise nur mit Schadensbegrenzung in eigener Sache aufgefallen. Er verklagte die Zeitung *La Repubblica*, weil sie ihm seit Monaten zehn verfängliche Fragen stellt. 350 000 Leser und Sympathisanten, unter ihnen ein Dutzend Nobelpreisträger, unterschrieben den Appell gegen Zensor B.

Fernsehregent und Politschauspieler B. ist ein Gefangener seines Mediums geworden, das Überdosen des Immergleichen mit Überdross bestraft. «Porta a Porta» sackte mit der Einschaltquote von 13 Prozent auf ein Allzeittief. Das Publikum sah lieber Fussball und Fiction.

Es gibt immer Leute, die demonstrieren. Wir vergessen leicht, wie ausserordentlich gut die letzten Jahre waren. Wir mögen da und dort grosse Auftragseinbrüche in der Industrie verzeichnen, aber das Niveau war extrem hoch. Es lief lange fantastisch, fast zu gut. Die Situation ist problematisch, aber es ist kein Weltuntergang. Wir müssen das Positive sehen.

Soll der Staat bei den Banken die Boni regeln?

Nein. Ich bin für mehr Aktionärsrechte, aber nicht zu viel. Die Verwaltungsräte müssen die Verantwortung tragen können. Ich bin aber für die Finma-Weisungen.

Glauben Sie an Konjunkturpakete?

Ich glaube an Wirtschaftspolitik mit einem kleinen Politikanteil. Solange sich die Massnahmen innerhalb der Schuldenbremse bewegen, ist es annehmbar. Grundsätzlich halte ich die Wirkung von Konjunkturpaketen für überschätzt. Ich finde gute Reformen in der Krise wichtig. Durch die Revision des Forschungsgesetzes haben wir Stellen halten können. Freihandelsabkommen sind ebenfalls zu begrüssen.

Muss ein drittes Konjunkturpaket kommen?

Das wird nicht viel bringen. Wir können versuchen Massnahmen einzuleiten, die vielleicht die Jugendarbeitslosigkeit mildern.

Das ist Beschäftigungspolitik, die Sie aus liberaler Sicht nie gutheissen dürften.

Ich muss natürlich aufpassen, was ich sage, weil ich bereits für den Bundesrat spreche. Ich äussere in diesem Interview persönliche Meinungen, die nicht unbedingt dem entsprechen, was das Gremium später verabschiedet wird. Zweitens: Ich bin ein Mannschaftsspieler und will meine persönlichen Meinungen und Ansichten nicht in den Vordergrund rücken, weil ich dadurch nur den Prozess behindere, der zum Ziel führt. Mich interessiert das Ziel. Mich interessiert nicht unbedingt meine Person.

Westschweizer Journalisten schildern Sie als einen Menschen, der seine inneren Überzeugungen nicht gern offenbart. Sie wollen, heisst es, Ihren Handlungsspielraum nicht unnötig einengen.

Das ist richtig.

Aber das Publikum muss doch wissen, wofür ein neuer Bundesrat kämpft.

Ich verstehe diese Kritik. Mein Hauptziel ist, dass wir Fortschritte hinlegen in der exekutiven Politik. Mein Leistungsausweis kann sich, glaube ich, sehen lassen. Ich weiss, wie es geht. Selbst dort, wo ich in der Minderheit war, habe ich nie verloren. Ich kann Lösungen erarbeiten. Dazu braucht es Vertrauen. Und Vertrauen kann ich nur dann schaffen, wenn ich meine Person nicht zu sehr nach vorne dränge. Zurückhaltung ist wichtig.

Ihre Partei war in den letzten Jahren mitverantwortlich für einen stetigen Ausbau

des Staates; auch in den nächsten drei Jahren unterstützt der Freisinn Vorschläge, die zu einer Steigerung der Abgabenquote von heute 50 auf über 53 Prozent führen werden. Wie können Sie so etwas mit Ihren liberalen Instinkten vereinbaren?

Ich kann mit dieser feindseligen Gegenüberstellung von staatlich und privat nicht viel anfangen. Ich habe immer für eine bessere Zusammenarbeit zwischen dem öffentlichen und dem privaten Sektor gekämpft.

Also für mehr Staat?

Nein. Ich finde die Auseinandersetzung Staat versus Nichtstaat wichtig, aber sie ist nicht alles. Wichtig ist: Was wird entschieden? Wer entscheidet, ist nebensächlich. Heute haben wir sicherlich zu viel Staat, da gebe ich Ihnen recht.

Haben Sie schon Kürzungsvorschläge?

Das werde ich nicht sagen. Alles, was ich jetzt andeute, wird ja sofort gegen mich verwendet.

Es heisst, Sie seien ein EU-Turbo, aber Sie trauen sich nicht, es offen zuzugeben.

Das stimmt nicht. Was ist ein EU-Turbo? Ich habe das hundertfach verneint. Dieses Vorurteil klebt zu Unrecht an mir.

Weshalb soll die Schweiz nicht in die EU?

Weil der bilaterale Weg besser ist. Wir haben sehr profitiert von den bilateralen Abkommen, das müssen Sie zugeben.

Bei den Personenfreizügigkeitsabkommen wurde das Volk nach Strich und Faden angeschwindelt. Es hiess, in einer Wirtschaftskrise sinke die Zuwanderung, ausserdem würden die arbeitslosen Ausländer nach Hause gehen. Beides traf nicht ein. Wir haben ungebremste Zuwanderung und steigende Arbeitslosenzahlen bei Ausländern, welche das Schweizer Sozialsystem belasten.

Das glaube ich nicht.

Es ist eine Tatsache und ein Grund dafür, dass die Leute den Bilateralisten nicht mehr glauben. Der Bilateralismus wird als bilateraler Beitritt empfunden: Wir schleichen uns in die EU. Ohne darüber offen zu debattieren. Was entgegenen Sie?

Es stimmt nur zum Teil. Wir schleichen nicht, wir nähern uns der EU an und verlieren einen Teil unserer Autonomie. Aber wir entscheiden das selber.

Die Schweiz begeht Selbstmord aus Angst vor dem Sterben?

Das ist Polemik. Wir verdanken dem Bilateralismus sehr viel. Selbst im Ausland ärgert man sich darüber, dass die Bilateralen für die Schweiz so viel brachten.

Personenfreizügigkeit kann nur funktionieren, wenn die Sozialwerke heruntergefahren werden, sonst haben wir, wie jetzt, eine Zuwanderung in den Sozialstaat.

Das stimmt. Unser System darf nicht zu attraktiv sein. Die Gefahr ist gross, wenn alle europäischen Sozialsysteme sehr unter-

schiedlich sind. Aber es geht in die andere Richtung.

Sie sind für den bilateralen Weg, weil man so der EU beitreten kann, ohne offen darüber debattieren zu müssen.

Das verneine ich. Ich bin überzeugter Bilateralist.

Was sagt die aus Vorarlberg stammende Familie Ihrer Frau zur EU?

Meine Schwiegermutter, ich gebe es zu, ist nicht so begeistert über die EU. Sie hat den Eindruck, Brüssel entscheide zu viel.

Sie teilen diese Einschätzung nicht?

Nein.

Bundesrat Maurer hat gesagt, «Atalanta» sei gestorben, auch die weiteren Auslandseinsätze der Schweizer Armee müssten gestoppt werden. Sie sind ein Befürworter von Auslandseinsätzen der Armee. Ist für Sie diese militärische Offensive jetzt beendet?

Ich würde nicht von militärischer Offensive sprechen. Wir haben in der Verfassung den Auftrag, Auslandseinsätze zu unternehmen im Interesse der Schweiz. «Atalanta» ist ein Sonderthema, aber der Verfassungsauftrag wird davon nicht berührt. Natürlich können wir eine Diskussion darüber führen, ob wir diesen Verfassungsauftrag ändern wollen.

Deutschland hat seit dem Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr ein akutes Sicher-

heitsproblem im Terrorismus. Hat der uralte Schweizer Grundsatz «Mischt euch nicht in fremde Händel ein» für Sie keine Bedeutung?

In dieser Absolutheit würde ich den Satz nicht unterschreiben. Wir müssen schauen, was wir im Rahmen der Weltgemeinschaft tun können. Gerade heute, wo sich zahlreiche Fronten gegen die Schweiz formieren, sollte man sich nicht einigeln. Herr Maurer sieht es ähnlich. Auch er möchte definieren, welche Auslandseinsätze im Interesse der Schweiz liegen. Ohne Dogmatismus.

Trotz dem fragwürdigen Auslandseinsatz Ihres Amtskollegen Merz haben Sie sich für eine Stärkung des Schweizer Bundespräsidentenamts ausgesprochen. Warum?

Unsere Institutionen sind gut, aber wir sind zu langsam. Es braucht mehr Effizienz gegenüber dem Ausland. Unser Präsidium ist zu sehr nach innen gerichtet. Eine bessere Koordination der Auslandseinsätze unserer Minister würde schon helfen.

Sollen Bundespräsidenten im Ausland verhandeln?

Nein, aber ich glaube, der Bundespräsident muss eine Figur sein, die die Schweiz gegenüber dem Ausland besser vertreten kann. Diese Diskussion müssen wir jetzt führen. Sonst heisst es in zehn Jahren, wir hätten es damals verpasst.

Wenn Sie Anfang Jahr im Bundesrat gegessen wären, hätten Sie unter dem Druck der USA die 200 Kundendossiers der UBS herausgegeben und die Schweizer Rechtsordnung ausgehebelt?

Ich hätte mich für die Schweizer Rechtsordnung eingesetzt. Sie muss bis zuletzt verteidigt werden. Pragmatismus kommt am Schluss, nicht am Anfang.

Hören wir hier Kritik am Bundesrat heraus?

Die Schweiz sollte mehr Widerstand leisten. Ich habe immer betont, die Doppelbesteuerungsabkommen müssen gut für die Schweiz sein. Die OECD-Regeln sind nicht so schlecht, aber wir dürfen nicht leichtfertig nachgeben.

In Interviews haben Sie Ihre Faszination für den Action-Schauspieler Clint Eastwood erwähnt. Eastwood verkörperte mundfaule Revolverhelden, die im Ernstfall das Recht mit der 45er-Magnum durchsetzen. Lebt der Konsenspolitiker Burkhalter mit Eastwood seine tiefsten, unerfüllten Machtfantasien aus?

Sie suchen etwas zu weit. Ich bin nicht so komplex. Eastwoods beeindruckendster Film handelt von den Amerikanern und den Japanern im Zweiten Weltkrieg. Die gleiche Schlacht wird aus doppelter Perspektive erzählt. Dieses Einfühlungsvermögen ist unglaublich. ○

SAUBERKEIT IST CHEFSACHE

Ihren Reinigungspartner
finden Sie auf www.allpura.ch

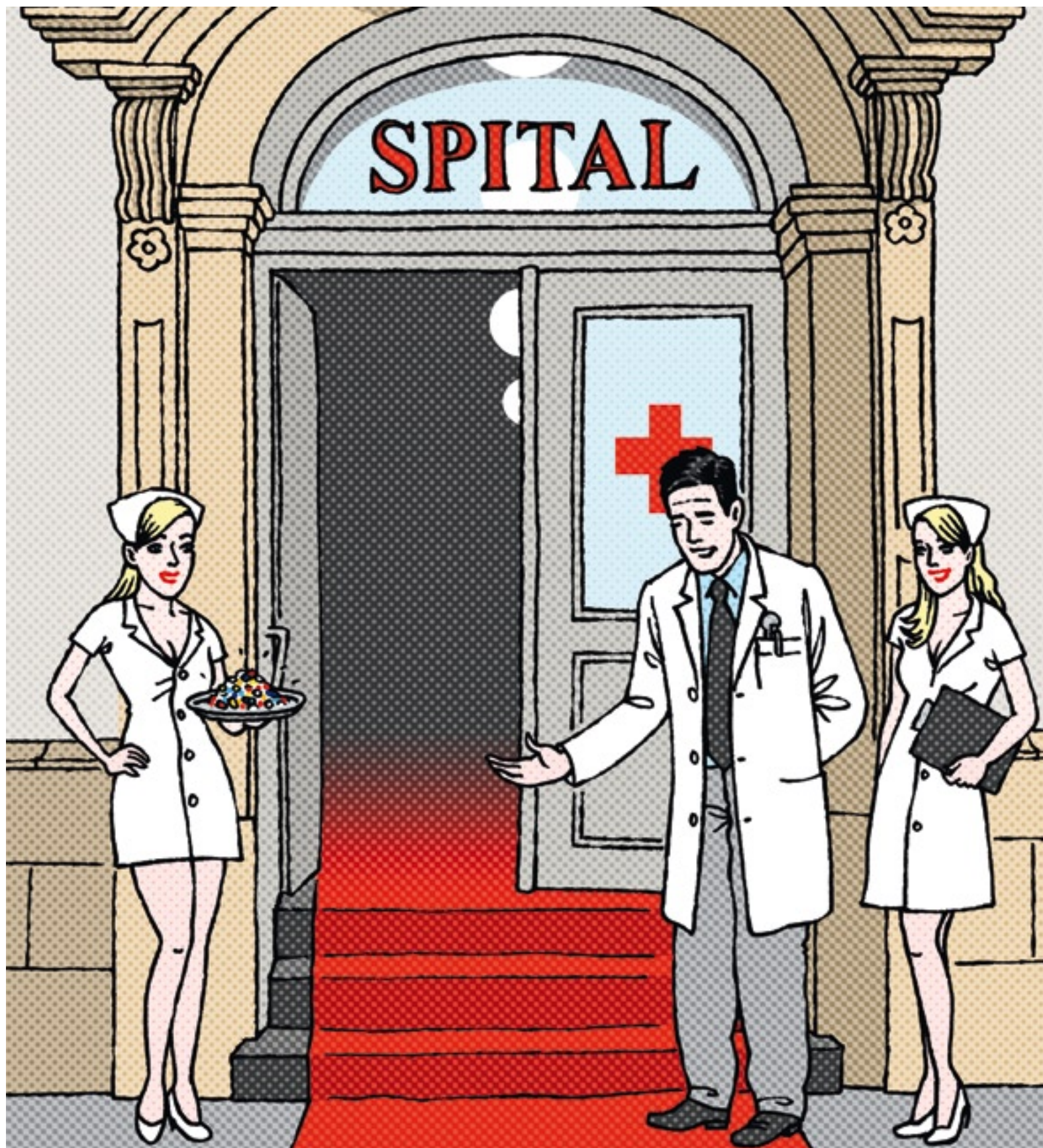
Sie müssen nicht alles selber machen.
Für den rundum sauberen Job gibt es die
Reinigungsunternehmen der Allpura. Als
echte Profis sorgen sie auch bei Ihnen
für höchste Sauberkeit – mit qualifizierten
Mitarbeitenden und unter Einhaltung aller
Vorschriften zu Sicherheit und Arbeitsrecht.

Allpura

Verband Schweizer Reinigungs-Unternehmen

Dringend gesucht: Patienten

Die Schweiz zahlt Spitzenpreise für Pillen und leistet sich bei Spitälern eine Luxusversorgung. Es liessen sich mehrere Milliarden sparen, ohne dass die Gesundheitsversorgung leiden müsste. Zweiter Teil der Serie über unsere irreführende Gesundheitspolitik. Von Pierre Heumann und Tim Dinter (Illustration)



Schweizer Luxusversorgung.

Über Geld spricht man nicht, also sprechen wir vom Geld, konkret von den Gesundheitskosten, die beängstigend schnell steigen. Jahr für Jahr – und mit ihnen die Prämien, die wir an die Krankenkasse bezahlen. Die stets zunehmende Belastung wäre allerdings unnötig. Denn ein gewaltiges Sparpotenzial liegt brach, aber es wird nicht angezapft. Die Verschwendung in Krankenhäusern und Arztpraxen geht in die Milliarden.

So verführt die Pharmaindustrie mit intensiven Arztbesuchen Mediziner, Pillen und Salben zu verschreiben. Die Marketingkosten betragen in der Pharmaindustrie bis zu 35 Prozent des Umsatzes. Als noch grössere Kostentreiber profilieren sich Regierungsräte. Statt überflüssige Kliniken zu schliessen, planen sie laufend neue Krankenhäuser, deren Notwendigkeit nicht erwiesen ist. Die Kosten für aggressives Pharmamarketing und unsinnige Spitalprojekte muss am Ende der Konsument tragen – über höhere Krankenkassenprämien und über Steuern.

Verschwendung 1: Aggressive Pharma

Der Leistungskatalog der Kassen im Pharmabereich ist zu umfangreich. Auf Bibel-Dünnendruckpapier gedruckt, füllt er zwei dicke, fünf bis acht Kilogramm schwere Bücher. «Die Vielzahl der kassenpflichtigen Medikamente treibt die Kosten in die Höhe», sagt Albert Wettstein, Chef des Stadtärztlichen Dienstes Zürich. Wer nämlich die Wahl hat, hat nicht nur die Qual. Kein Arzt habe mittlerweile nämlich mehr die Übersicht über die rund 3800 Medikamente, die von der Pharmaindustrie angeboten werden, sagt Wettstein. Die unglaubliche Menge an Pillen, Salben und Pflastern verunmöglicht dem einzelnen Arzt ein rationales Abwägen von Kosten und Nutzen.

So existieren derzeit 180 Blutdruckmittel, die alle auf Kosten der Kasse verordnet werden können – das billigste kostet 26 Rappen, das teuerste Fr. 2.40 pro Tablette. Doch der Arzt, der alle Präparate kennt, muss erst noch gefunden werden. Da hilft die Pharmaindustrie gerne und schickt ihre Ärztebesucher vorbei. Was nicht ganz billig ist: Mehrere hundert Millionen Franken kann das kosten. Doch das forsche Marketing ist nicht nur ein pekuniäres Problem. Die unübersichtliche, ja verwirrende Menge führt laut Wettstein häufig zu Behandlungsfehlern – was die Kassen abermals belastet. Zudem werben Pharmafirmen mit aggressiven Methoden für den Absatz ihrer Produkte. «Mediziner werden oft durch Desinformation und aggressive Manipulation des Pharmamarketings verführt», sagt Wettstein. Den Schaden hat am Ende der Prämienzahler.

Verschwendung 2: Teure Pillen

Die Pharmedia sitzt bei allen gesundheitspolitischen Diskussionen auf der Anklagebank. In den vergangenen Jahren haben sich

Sparpotenzial

Wege aus der Kostenfalle

Sieben Massnahmen, mit denen die Gesundheitskosten in der Schweiz gesenkt werden könnten.

1. Pharma

850 Millionen Franken lassen sich bei den Medikamenten einsparen, wenn man ausländische Preise als Vergleichsgrösse akzeptiert. Teuer kommen die Krankenversicherer vor allem Medikamente zu stehen, die bei der Behandlung von chronischen Krankheiten wie Diabetes, Epilepsie oder Hypertonie anfallen. In diesen Bereichen sollte nach den kostengünstigsten Varianten gesucht werden, und zwar in einer internationalen Ausschreibung. Damit würde aggressiven Marketingmethoden der Pharmabranche entgegengewirkt. Zudem würde eine Reduktion der Liste den Ärzten die Übersicht im ständig expandierenden Präparatemarkt erleichtern.

2. Spitäler schliessen

Die kantonale Begrenzung schützt kleine Kliniken – aber sie macht den Gesundheitsmarkt ineffizient und verteuert die Behandlungen. Unwirtschaftliche Kliniken werden künstlich am Leben erhalten. «Die Zahl der Akutspitäler könnte ohne Einbusse bei Qualität und Sicherheit der medizinischen Versorgung auf fünfzig reduziert werden», sagt Kassenchef Manser, «auch nur mit fünfzig, dafür grösseren und besser eingerichteten Akutspitälern wäre die Notfallversorgung gewährleistet.» Würde man die überflüssigen Spitäler schliessen, könnte der Spareffekt über zwei Milliarden Franken betragen, schätzt Manser.

3. Schlüsselkliniken

Krankenkassen sind verpflichtet, die Behandlungskosten aller Spitäler zu übernehmen. Es sollte ihnen erlaubt werden, unwirtschaftliche Kliniken auszuschliessen. Gleichzeitig sollten die Kassen denjenigen, die ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis aufweisen, bevorzugte Verträge offerieren. Das erhöhte den Druck auf die Spitalverwaltungen, effizienter zu wirtschaften.

4. Einkaufsmacht einsetzen

Einige Spitäler haben sich bereits zu Einkaufsgemeinschaften zusammengeschlossen – doch noch sind es zu wenige. Die geballte Macht der Kliniken würde die Einkaufspreise zum Purzeln bringen – vom Salat über Handschuhe bis zu optischen Linsen. Die Stadt Zürich hat es in ihren Kliniken und Heimen vorgemacht: Sie konnte

allein im Lebensmittelbereich dank der Ausschreibung die Kosten um 20 Prozent reduzieren. Ungenutztes Sparpotenzial liegt auch jenseits der Landesgrenze. Dort sollten Produkte wie Herzschrittmacher oder Hüftgelenke eingekauft werden, falls sie kostengünstiger sind.

5. Privatisieren

Das ist die vielversprechendste Massnahme, um den Trend bei den Gesundheitskosten umzukehren. So kann die Firma Ameos – sie spezialisiert sich auf die Privatisierung öffentlicher Krankenhäuser – nach jeder Privatisierung eines Spitals die Kosten massiv senken, und zwar bereits zwei bis drei Monate nach der Übernahme. «Wir sparen jeweils 8 Prozent und mehr ein», sagt Axel Paeger, CEO der Ameos-Gruppe. Das Leistungsspektrum bleibt dabei stets unangetastet.

6. Globalisierung

Die Pharma- und Medizintechnikbranche ist seit je international ausgerichtet. Jetzt hat die Globalisierung auch den Krankenhaussektor erfasst. In der Schweiz übernahm der südafrikanische Konzern Medi-Clinic die Hirslanden-Gruppe. In die Schweiz expandierten ebenfalls Euromedic, ein ungarisches Unternehmen im Medizinalsektor, oder das schwedische Unternehmen Capio, das Gesundheits- und Diagnosedienst anbietet. Der Wettbewerb dämpft den Anstieg der Gesundheitskosten.

7. Operationen im Ausland

Viele Operationen sind im Ausland erheblich preiswerter als in der Schweiz. Das Gesetz verbietet es hingegen, das Preisgefälle auszunutzen. So kostet eine Bypassoperation in der Schweiz rund 34 000 Franken, in Indien wäre sie für 11 000 Franken zu haben. Ein künstliches Hüftgelenk, das in der Schweiz 18 000 Franken kostet, ist in Indien für 10 000 Franken zu haben. Die exotisch anmutenden Destinationen sind bestens ausgerüstet. So hat Thailand ein Kompetenzzentrum etabliert. Das Bumrungrad International Hospital behandelt zum Beispiel rund eine Million Patienten aus 190 Ländern pro Jahr. Der Kunde ist König: Zum Komplex gehört ein Reisebüro, das nötigenfalls eine Verlängerung des Visums besorgt. (ph)

die Pillenproduzenten zwar Zurückhaltung auferlegt. «Unser Druck auf die Pharma zeigt positive Resultate», stellt Helsana-Chef Manfred Manser zufrieden fest, «im Gegensatz zu früheren Jahren bestehen heute bei neuen Produkten nicht mehr in jedem Fall Preisdifferenzen zum Ausland.» Die Anstrengung ist aber auch nötig. Denn die Pro-Kopf-Kosten der Arzneimittel stiegen in den vergangenen 15 Jahren von 170 Franken auf rund 580 Franken. Was nicht nur die Folge eines Mengeneffektes ist. «Die Medikamentenpreise in der Schweiz gehören zu den höchsten in Europa», heisst es bei Santésuisse. Weil Pillen und Salben in der Grundversicherung rund 25 Prozent der gesamten Gesundheitsausgaben ausmachen, wirkt sich das am Ende auf das Niveau der Prämien aus.

Verschwendung 3: Zu viele Spitäler

Auch nachdem in den vergangenen Jahren etliche Spitäler geschlossen wurden: Die Schweiz leistet sich nach wie vor eine Luxusversorgung, als ob die Explosion der Gesundheitskosten kein Thema wäre. Denn jeder Kanton oder Halbkanton, so klein er auch sein mag, gönnt sich ein eigenes Krankenhaus. Im Durchschnitt trennen nur wenige Kilometer das eine Spital von einem anderen. Viele Abteilungen sind deshalb überflüssig. So sind beispielsweise mehr als die Hälfte der rund 130 Geburtsabteilungen von Spitälern laut Manser nicht ausgelastet. Um eine Geburtsabteilung wirtschaftlich zu führen, sind an die 500 Geburten pro Jahr notwendig. Deshalb, folgert Manser, «gibt es 75 Geburtsabteilungen zu viel». Mit entsprechenden Folgen für die Prämien.

Doch Spitäler schliessen? Sie werden als Prestigeobjekte verehrt, mit denen man sich

gerne identifiziert. Das jüngste Beispiel liefert die Region Basel. Dort werden derzeit mit Unterstützung des Regierungsrates verschwenderisch-grosszügig neue Zentren geplant und gebaut, welche die Kosten unweigerlich nach oben drücken werden. Die neuen Kapazitäten sind nicht nur teuer – sie sind auch überflüssig. Im Grossraum Basel, der derzeit über ein

Jeder Kanton oder Halbkanton, so klein er auch sein mag, gönnt sich ein eigenes Krankenhaus.

Herzkatheterlabor verfügt, werden im nächsten Jahr mindestens zwei neue Labors eröffnet: eines in der Stadt und ein weiteres in Liestal. Vielleicht schafft sich später auch das Spital auf dem Bruderholz ein Herzkatheterlabor an. Dann werden Kardiologen in der Agglomeration Basel gleich an vier Zentren verschlossene oder verengte Herzkranzgefässe von Infarktpatienten aufdehnen und durchlässig machen können.

Die Verschwendung auf Kosten der Prämienzahler, die von Politikern unterstützt wird, ist international einsame Spitze. Weltweit erachtet man ein Herzzentrum für eine Bevölkerung von einer Million als genügend. In der Schweiz leistet man sich aber den Luxus, ein Herzzentrum auf knapp 300 000 Einwohner zu unterhalten. Als ob es keine Kostendiskussion gäbe. Basel will nun diesen bereits hohen Wert auf 150 000 drücken. Darunter wird auch die Qualität leiden. Denn keines der Zentren wird über das nötige Volumen an Patienten und Erfahrung verfügen. Was die Kosten zusätzlich in die Höhe treiben wird. Damit findet der üppigste Umgang mit Gesundheitsgeldern weiterhin dort statt, wo wir gesunden sollten:



Private sind effizienter: Mediziner Gutzwiller.

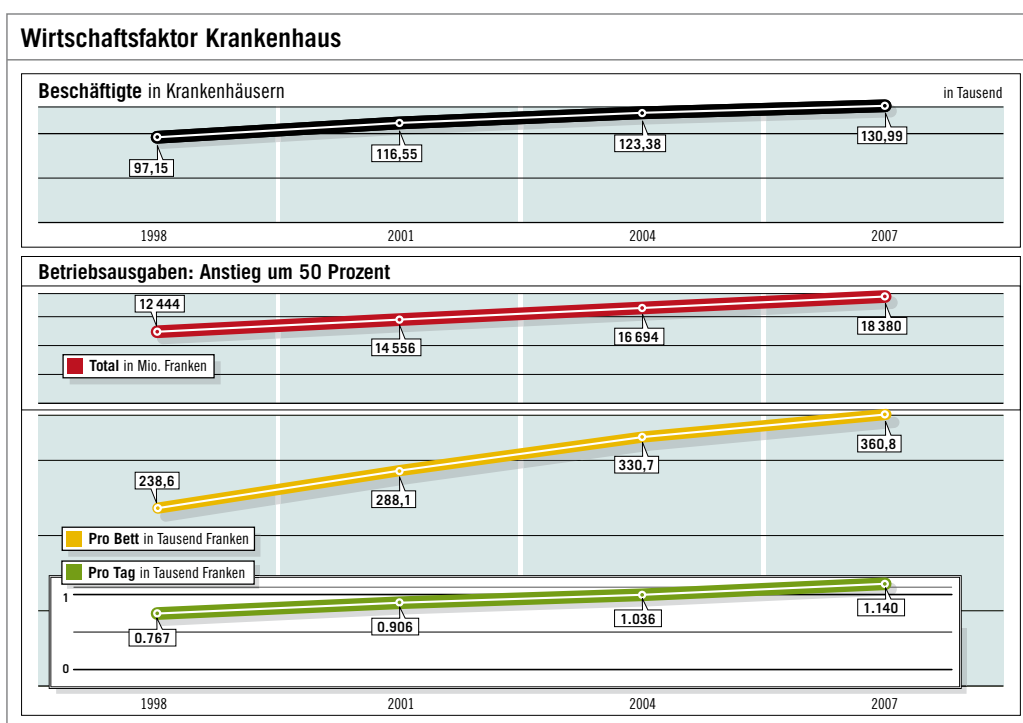
in den Krankenhäusern. Diese verschlingen knapp die Hälfte der Gesundheitsausgaben.





Verschwendung 4: Luxusausstattung

Nicht nur die zahlenmässige Versorgung mit Kliniken ist verschwenderisch. In den einzelnen Kliniken ist im Durchschnitt übermässiger Komfort angesagt. Ein Patient bleibt im Schnitt rund 10 Tage auf der Abteilung liegen – in den USA sind es bloss 6,4 Tage, in Schweden 6 und in Dänemark lediglich 5,3 Tage. Kassen finanzieren hierzulande den Aufenthalt in Krankenhäusern, die dem Anspruch eines Fünfsternehotels genügen wollen. Zudem verfügt die Schweiz im internationalen Vergleich über eine ausserordentlich hohe Dichte an Krankenschwestern und eine hohe Akutbettenversorgung. Der arbeitsintensive Komfort kostet – und das nicht zu knapp. Experten schätzen den Personalüberhang auf rund 20 Prozent.

Verschwendung 5: Unwirtschaftlicher Betrieb

In vielen Krankenhäusern werden die vorhandenen Möglichkeiten zur Kostenreduktion nicht genutzt. Selbst in den gutgeführten Krankenhäusern liessen sich 10 Prozent einsparen, ohne dass dadurch Leistungen abgebaut werden müssten. Der Spitalberater Leo Boos, der bis im vergangenen Jahr das Spital Limmattal geleitet hat, macht zahlreiche Doppelspurigkeiten und administrative Leerläufe aus, die den Spitalbetrieb unnötig verteuern. «Viele Arbeitsabläufe sind nicht aufeinander abgestimmt», sagt Boos: «Der Anteil der patientenbezogenen produktiven Arbeitszeit ist deshalb zu gering.» Die Anpassung an neue Gegebenheiten «ist langsam», bestätigt eben-



Verschiedene Länder – verschiedene Preise		Operationen im Kostenvergleich; Preise in Franken			
		Bypass	Herzklappe	Künstliches Hüftgelenk	Wirbelkörper- verblockung Spondylodese
	Schweiz	34 000.–	45 000.–	18 000.–	22 000.–
	Indien	11 000.–	10 000.–	10 000.–	6 000.–
	Thailand	12 000.–	11 000.–	13 500.–	8 000.–
	Singapur	21 000.–	14 000.–	13 500.–	10 000.–

Quellen: Josef Woodman, Patients Beyond Borders, 2007; Bundesamt für Statistik, Roland Berger

falls die Chefin des Universitätsspitals Zürich, Rita Ziegler.

Unökonomisch verhalten sich Kliniken auch beim Einkauf. «Vorschriften verbieten uns den Einkauf medizintechnischer Produkte im Ausland», sagt Ziegler, und: «Dürften wir uns künstliche Hüften, Herzschrittmacher oder Linsen auch ausserhalb der Schweiz beschaf-

Ein Herzschrittmacher kostet in der Schweiz 12 000 Franken – dreimal mehr als in Deutschland.

fen, liesse sich schätzungsweise gegen eine Milliarde Franken einsparen.» Eine Milliarde Franken, die dem Prämienzahler zugutekäme. Aber eine Beschaffung jenseits der Grenzen ist tabu, obwohl die Preise in der Schweiz auf Grund der Marktabschottung im Vergleich zu Deutschland oder Frankreich sehr hoch sind, weiss Ziegler. Ein Herzschrittmacher kostet in der Schweiz zum Beispiel 12 000 Franken – dreimal mehr als in Deutschland.

Dem Beschaffungswesen mangelt es zudem häufig an Professionalität. Viele Kliniken verzichten darauf, Einkaufsgemeinschaften zu bilden, mit denen sie ihre Marktmacht auspielen könnten. Nicht nur in kleineren Häusern werden Implantate oft nicht von der Einkaufsabteilung des Spitals bestellt, sondern direkt vom Chirurgen. Kostenbewusstes Shopping, das letztlich den Prämienzahlern zugutekäme, ist überhaupt nicht gefragt.

Viele Kliniken werden zudem immer noch durch Tagespauschalen finanziert: Diese führen zu einem falschen Anreiz, Patienten möglichst lange im Spital zu belassen – auf Kosten der Steuerzahler und der Kassen.

Verschwendung 6: Zu wenig Privatisierung

Die Tatsache, dass in der Schweiz bloss 38 Prozent der Spitäler privat sind, ist mitverantwortlich für die im globalen Vergleich rekordverdächtige Höhe der Gesundheitskosten. Öffentliche Kliniken haben nämlich kein grosses Interesse, die Betriebskosten herunterzufahren. Wenn sie effizienter werden, profitiert jemand anders. Bei den öffentlichen Spitalern dominiert bürokratisches Denken. Auch verhindern unklare Zuständigkeiten rasche Entscheide, weil es neben dem Verwaltungsdirektor oft auch noch einen Ärztlichen Direktor und eine Pflegedirektorin gibt. Das führt zu einem System der organisierten Unverantwortlichkeit.

Private Spitäler sind besser geführt. Sie arbeiten unter vergleichbaren Bedingungen im Schnitt 20 bis 30 Prozent effizienter, schätzt der Mediziner und Ständerat Felix Gutzwiller, der auch Verwaltungsrat der Hirslanden-Gruppe ist. Dort sei die durchschnittliche Liegedauer zwei bis drei Tage kürzer als in öffentlichen Kliniken, sagt Hirslanden-Chef Ole Wiesinger. «Ohnehin kann in der bestehenden Krankenversicherungsstruktur die Effizienz der Privatkliniken nicht erkannt und daher auch nicht gefördert werden», fügt Cédric A. George hinzu, Gründer und Verwaltungsratsdelegierter der Klinik Pyramide.

Dass private Spitäler effizienter sind als öffentliche, kommt nicht von ungefähr. In den staatlichen Krankenhäusern sitzen Politiker in den Entscheidungsgremien. Die Trennung von Filz und Effizienz fällt dort schwerer. Während die Privaten vor allem das Spitalinteresse im Auge haben, wird dieses in öffentlichen Spitalern oft mit sachfremden

Anliegen vermischt – zum Beispiel Jobs oder regionales Prestige. Private Kliniken wissen zudem, dass sie keine Nachtragskredite beanspruchen können. Der Direktor eines Privatspitals trägt deshalb für die Wirtschaftlichkeit seiner Entscheide die volle Verantwortung.

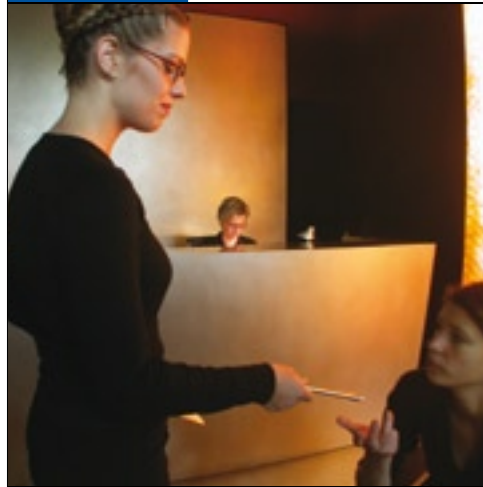
Verschwendung 7: Gesetz verhindert Konkurrenz

Die Schweiz ist teurer als das Ausland. Doch die Patienten (und Prämienzahler) dürfen von günstigeren Preisen jenseits der Grenze nicht profitieren. Behandlungen im Ausland dürfen die Grundversicherer nicht übernehmen. Die Patienten müssen sich zudem in ihrem Wohnkanton behandeln lassen – so will es das Gesetz. Damit bleiben Sparpotenziale ungenutzt, wie zum Beispiel eine grosse Krankenkasse erfahren musste. Sie empfahl ihren Versicherten Rehabilitationszentren im süddeutschen Raum, die bei gleicher Qualität rund 20 bis 30 Prozent billiger sind als die in der Schweiz. Doch das Bundesamt für Gesundheit (BAG) erwies sich als Sparverhinderer. Das Gesetz lasse keine Behandlung im Ausland zu, argumentierte das BAG.


Im Internet

Teil 1 der zweiteiligen Serie über die Probleme unseres Gesundheitswesens lesen Sie auf www.weltwoche.ch/gesundheitskosten

Hotel-Handelsschulen
hotelleriesuisse



KV-Ausbildung mit Praktikum
www.hotel-handelsschulen.ch


Swiss Hotel Association

«Betrüger und Filous»

Die französische Wirtschaftsministerin Christine Lagarde will am G-20 Gipfel in Pittsburgh weitere Massnahmen gegen Steuerparadiese fordern. Dunkelzonen müssten besser ausgeleuchtet werden. Der Informationsaustausch mit der Schweiz sei verbessert worden. *Von Stefan Brändle*



«Die Schweiz kann sich nicht länger hinter ihrem Bankgeheimnis verschanzen»: Politikerin Lagarde.

Frau Ministerin, kann man noch hohe Erwartungen an den G-20-Gipfel in Pittsburgh haben?

Man muss! Beim ersten G-20-Treffen in London haben wir grosse Fortschritte gemacht, die es nun zu bestätigen und zu erweitern gilt. Bereits erneuert sind die Regeln für die Rating-Agenturen, um Interessenkonflikte zu vermeiden und genauere Einstufungen je nach Wirtschaftssektor zu erlauben. Zudem haben wir die Regeln zu den Hedge-Funds verschärft; dazu gibt es nun eine EU-Direktive. Sie geht mir noch zu wenig weit, und ich werde darauf dringen, dass sie in kurzer Zeit revidiert wird, um eine bessere Überwachung zu erreichen. Vor allem in Europa wurde also schon vieles erreicht. In Frankreich haben wir zudem die Beiträge an den Internationalen Währungsfonds fahrplangemäss erhöht: Das Parlament

in Paris hat den französischen Anteil um 15 Milliarden Euro erhöht. Die Amerikaner werden uns in Pittsburgh sagen müssen, was sie ihrerseits unternommen haben.

Wo genau wollen Sie weitergehen?

Ich lege Gewicht auf eine genauer geregelte Entlohnung aller Finanzmarkt-Operateure, also nicht nur der Börsenhändler, und zudem auf die nächste Etappe im Kampf gegen die Steuerparadiese. Dazu kommen Buchhaltungs- oder Eigenkapitalregeln. Bei all dem müssen wir in Pittsburgh weiter gehen.

Warum bei den Steuerparadiesen? Die sind ja nicht schuld an der Krise.

Da liegen Sie falsch. Ich lasse mich bei meiner Arbeit durch vier Prinzipien leiten – Transparenz, Verantwortung, allgemeines Interesse und Langfristigkeit. Die Steuerparadiese verletzen all diese Prinzipien; sie sind undurchschaubar, unverantwortlich, folgen privaten Interessen und dem kurzfristigen

Gewinn. Schauen Sie nur, wohin in der Krise die meisten Aktiva der Hedge-Funds geflossen sind – drei Viertel in die Steuerparadiese. Dort gelten die allgemeinen Regeln wie der Informationsaustausch in Steuerfragen nicht. Von mir aus können diese Orte steuerlich handeln, wie sie wollen. Aber den Informationsaustausch müssen sie akzeptieren.

Warum waren denn auf der grauen Liste keine G-20-Mitglieder, obwohl ja etwa der US-Staat Delaware oder die britischen Kanalinseln auch «paradiesische» Steuerregime anbieten?

Frankreich verhandelt derzeit mit britischen Finanzzentren wie Jersey und Guernsey über den steuerlichen Informationsaustausch. Wir erwarten eine baldige Regelung.

In der Schweiz herrscht trotzdem der Eindruck vor, dass die G-20-Mitglieder bei den Schlupflöchern der eigenen Mitglieder – zum Beispiel in der Londoner City – wegschauen.

Sie sprechen die Debatte über die Offshore-Praktiken an. Stimmt, diese Dunkelzonen müssen wir viel besser ausleuchten.

Die Schweiz hat sich auf den deutschen Finanzminister Steinbrück eingeschossen ...

Er sagt die Dinge eben auf seine Art.

... aber weniger auf Sie, obwohl Sie die gleiche harte Haltung verfolgen.

Er ist halt populärer als ich! (*Lacht*) Ich bin vor drei Wochen selbst in die Schweiz gefahren, um das neue Steuerabkommen zu unterzeichnen. Beide Seiten hatten es hart argumentierend ausgehandelt. Es erlaubt einen Informationsaustausch im Fall von Verdachtsmomenten oder von Steuerkontrollen. Dank diesem Abkommen kann sich die Schweiz nicht länger hinter ihrem Bankgeheimnis verschanzen, um Auskünfte zu verweigern.

Nur drei Tage später nach dieser gütlichen Einigung platzte Ihr Budgetminister Eric Woerth, Ihr Untergebener, mit 3000 Kundendaten heraus. Gibt es in Paris zwei Verhaltens-ebenen?

Eric Woerth arbeitet unabhängig von mir. Die Kontrollen von französischen Steuerpflichtigen, die Bankkonten in der Schweiz unterhalten, hätte er auf jeden Fall weitergeführt. Frankreich hat einfach keine Lust mehr, Betrüger und Filous laufen zu lassen.

Zur Wirtschaftslage: Liegt die grosse Krise hinter uns?

Frankreich dürfte in der zweiten Hälfte dieses Jahres aus der Rezession hinauskom-

men. Aber das heisst nicht, dass die Krise hinter uns liegt. Selbst wenn die Konjunktur wieder anzieht, wird die Arbeitslosigkeit nicht automatisch zurückgehen. Das läuft zeitlich verschoben ab. Um neue Jobs zu schaffen, brauchen wir ein Wachstum von mindestens 1,5 Prozent. Das werden wir in Frankreich und Europa im Jahr 2010 kaum schaffen.

Teilen Sie die Meinung vieler Ökonomen, dass Steuererhöhungen angesichts der staatlichen Milliarden-Rettungspläne unumgänglich werden?

Die Konjunkturunterstützung hat derzeit Vorrang. Wir müssen Unternehmen unterstützen, die investieren wollen. Das hat Priorität. Wenn die Aktivität wieder anzieht, werden auch die Einnahmen aus den Unternehmenssteuern wieder zunehmen. Von Steuererhöhungen ist in Frankreich hingegen nicht die Rede.

Dafür laufen die Staatsfinanzen – Budgetdefizit, Verschuldung – aus dem Ruder.

Die Konjunkturunterstützung hat derzeit Vorrang. Nach den erfolgreichen Rettungsplänen müssen wir nun Unternehmen unterstützen, die investieren wollen. Das hat Priorität. Aber natürlich dürfen wir die langfristige Sicht nicht aus den Augen verlieren. Wir müssen die öffentlichen Finanzen wieder ins Lot bringen. Der EU-Stabilitätspakt mit weniger als drei Prozent Budgetdefizit bleibt das Ziel. Das wird grosse Anstrengungen erfordern. Auch wenn die Einnahmen aus den Unternehmenssteuern wieder zunehmen werden. Von Steuererhöhungen ist aber in Frankreich derzeit nicht die Rede. Präsident Sarkozy will vielmehr die Staatsausgaben senken, indem nur jeder zweite Beamte, der in den Ruhestand tritt, ersetzt wird.

Sie waren eine liberale Geschäftsanwältin und gehören einer Rechtsregierung an, betreiben aber heute eine fast linke Politik – mit CO₂-Abgabe, sogenannt «guten» neben schlechten Budgetdefiziten, dem Kampf gegen Steueroasen oder gegen das liberale Marktkonzept des Bruttosozialproduktes. Ist das symptomatisch für die Rückkehr des Staates in Europa?

Nehmen wir das Beispiel CO₂ – das ist keine rechte oder linke Massnahme, das ist Politik für alle mit der Perspektive der Dauerhaftigkeit. Gewiss haben die Grünen das Thema als Erste aufgebracht, doch die Rolle einer Regierung ist es ebenfalls zu antizipieren. Ich will meinen Kindern und Kindeskindern nicht einen Berg von CO₂ oder von Staatsschulden hinterlassen. Was die Rolle des Staates anbelangt, hat sie sich sicher verändert. Zuerst spielten die Staaten in der Krise die Feuerwehr, dann die Architekten. Jetzt müssen sie diese Mission als Regulatoren und Überwacher

fortsetzen. Das ist eine Aufgabe, die in diesem Ausmass vor kurzem noch undenkbar gewesen wäre.

Nicolas Sarkozy will den Kapitalismus auch «moralisieren». Ein Kritiker in Paris sagte, ebenso gut könne man einem Pitbull beibringen, Ballett zu tanzen.

Ich weiss nicht, ob der Kapitalismus eine Moral hat. Das muss er auch gar nicht, er dient

«Ich weiss nicht, ob der Kapitalismus eine Moral hat. Das muss er auch gar nicht.»

nur dazu, ein System von Produktionsmitteln zu organisieren. Hingegen denke ich, dass wir Regeln der Ethik für die einzelnen Akteure brauchen. Diese Regeln müssen für alle gelten, und alle müssen sich daran halten, wobei der Staat ihre Einhaltung gewährleisten muss. So etwa, wenn der Finanzsektor gegen das allgemeine Interesse verstösst.

Aber die USA – die Sie aus Ihrer Zeit als Geschäftsanwältin in New York bestens kennen – sperren sich gegen solche neuen Regeln.

Die amerikanische Arbeitskultur beruht seit Jefferson und Hamilton auf dem freien Unternehmertum und der Belohnung für die Anstrengung; sie lehnt die Intervention des Staates grundsätzlich ab. Barack Obama sagte zwar, dass die Wall Street nicht weitermachen könne wie bisher; das gelte auch für die überrissenen Boni. Heisst das nun unter dem Strich, dass die Amerikaner sich auch selbst regulieren werden? Ich hab da so meine Zweifel ...

Was halten Sie persönlich von Angela Merkel, die eine ähnliche christlich-soziale Linie wie Sie verfolgt?

Sie ist eine starke Frau, die stets am Ball ist und die Gelegenheiten beim Schopf zu packen vermag. Sie ist sehr solid und gleichzeitig zu sehr schnellen Bewegungen fähig. Auch wenn ich gegenüber der Kanzlerin nur eine kleine Ministerin bin, stellt sich in den europäischen Gipfeltreffen zwischen uns oft von Frau zu Frau eine wortlose Komplizenschaft ein, die sich in einem Lächeln, einem Blick äussert.

Welchen Rat geben Sie einer jungen Frau, die in die Geschäftswelt oder die Politik einsteigen will?

Die Grundlage ist, körperlich zu bestehen und zu widerstehen. Man muss physisch sehr stark sein, Sport machen, aufpassen, was man isst und trinkt, nicht rauchen. Wenn Ihr Körper nicht mithält – *forget it!*

Und wie besteht frau in diesen Milieus insbesondere gegenüber den Männern?

Indem sie den Männern nie zu gleichen sucht. Sie muss sich selbst bleiben, Frau bleiben.

Und wie, bitte, schaffen Sie es, stets gelassen zu bleiben und zu lächeln, während Ihr Chef Nicolas Sarkozy herumwirbelt und alle Pariser Ministerien in Atem hält?

(Überlegt lange)

Beissen Sie mehr auf die Zähne, als man denkt?

Natürlich. Aber Ihre Frage bringt mich selbst zum Nachdenken. Ich denke, neben der körperlichen Fitness spielt letztlich etwas ganz Einfaches: die affektive Unterstützung durch den Partner oder die Kinder, die Gewissheit also, dass es nichts Wichtigeres im Leben gibt als Liebe und Zärtlichkeit.

Als Ministerin müssen Sie wie früher als Anwältin antreten, plädieren, überzeugen. Aber an den Medienschock waren Sie nicht gewöhnt. Ist das stressig oder berauschend?

Berauschend auf keinen Fall. Stressig vor allem am Anfang, wenn man die Fallen und die Regeln noch nicht kennt. Da muss man blitzschnell lernen. Aber man darf nie vergessen, dass es auch sehr schnell wieder vorbei sein kann.

In einer amerikanischen Talkshow zögerten Sie nicht, ein französisches Béret aufzusetzen. Die Amerikaner waren begeistert.

Ja, das waren sie! Sie spürten wohl, dass das ein spontaner Gag war, kein wohlüberlegter Medienplan. Man muss natürlich bleiben. Und gerade wenn die Stimmung schwer wird, den Humor bewahren. ○

suche.ch

Das Schweizer Internet-Portal

jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?

schoenheit.ch

coiffeursalons.ch

nagelstudios.ch

kosmetikstudios.ch

ausflüge.ch

lastminutereisen.ch

onlineshops.ch

wetterbericht.ch

Ur-Genom der Künste

Gunter Sachs, Mathematiker, Playboy-Legende, Unternehmer, ist auch ein renommierter Filmer und Fotograf. Eine Ausstellung in Baden-Baden zeigt, was sein Werk im Innersten zusammenhält: die Verneigungen vor der weiblichen Schönheit. Von Philipp Gut

Das Schöne an Gunter Sachs ist, dass schöne Frauen um ihn nie weit sind. Thomas Gottschalk sagte es einmal so: «Ein Möchtegern-Playboy schnippt mit den Fingern, wenn's um Frauen geht, Gunter verneigt sich vor ihnen.» Ergebnisse dieser über Jahrzehnte perfektionierten Verneigungskünste kann man derzeit im Museum Frieder Burda in Baden-Baden besichtigen. Sachs stellt dort Fotografien aus, eine Auswahl seiner Beute als Bilderjäger, und im Fokus steht, natürlich, die weibliche Schönheit, punktgenau inszeniert und ins rechte Licht gerückt.

Sachs ist ja, das geht manchmal angesichts seines galanten Ruhms fast etwas vergessen, nicht nur erfolgreicher Erbe, Unternehmer und Society-Star, er ist auch ein renommierter Filmer und Fotograf mit einer eindrücklichen Bibliografie von einem Dutzend Bildbänden und mehr als vierzig Ausstellungen in der halben Welt.

Wir treffen uns um 11 Uhr vormittags im «Hotel Brenner's», dem gediegensten Haus im gediegenen Kurort. Sachs kommt, am Vorabend hat er die Vernissage gefeiert, direkt vom Champagnerfrühstück, begleitet von seiner Frau und einem ganzen Tross von Mitarbeitern. Sie rufen ihn, halb ironisch, halb ehrfurchtsvoll, «Meister», er nennt sie «Kinder» («Jetzt hab ich keine Brille, Kinder», «Meister, Ihr Telefon klingelt»).

Der «Meister» schreitet, ganz in Weiss, ein Segler auf kerndeutschem Festland, mit dem Journalisten voran. Vergnügt erzählt er von der Einladung des Radiosenders SWR3, ein Plakat zum New Pop Festival zu entwerfen, in dessen Rahmen auch seine Bilder gezeigt werden (Sachs erhielt dafür den etwas umständlich-neudeutschen Titel eines «SWR3-New-Pop-Art-Künstlers 2009»). «Ich vermute, es war mehr der *boy, who plays*, als der vierfache Grossvater, der hier den Ausschlag gegeben hat.»

Die Ironie dabei: Das Plakat, auf dem, natürlich, weibliche Schönheit in ihrer unverhüllten Variante zur Darstellung gelangt, stiess Sender-intern auf Widerspruch. Die Frauenbeauftragte des SWR fand es «sexistisch». Allerdings blieb sie mit dieser Meinung allein. Gottschalk sei Dank, möchte man kalauern.

Sachs spricht, es wirkt wie eine Geheimsprache im teutonischen Umfeld, Schwyzerdütsch mit dem Gast. Der polyglotte Jetsetter, auch mit seinen 77 Jahren ständig unterwegs, hat seinen Wohnsitz in Gstaad im Berner Ober-

land. Er führt, einen Tag vor der Öffnung für das Publikum, durch die Ausstellung. Mit einer digitalen Handkamera nimmt er jedes Bild für den Besucher auf, schnell und sicher, und zu manchen fällt ihm eine Anekdote oder Episode ein.

Etwa die von der Frau, deren Gesicht mit den grünblauen Augen hinter einem Gittertor hervorschaut («Augen hinter Gitter», 1980). Sachs, ein nachtsichtiger Uhu, dem nichts entgeht, sah sie in den frühen Morgenstunden aus einem Klub in Ibiza heraustreten. Er sprach die Unbekannte an und machte ein Bild von ihr – wer den Blick dieser Augen gesehen hat, versteht, warum. 20 Jahre später traf er die Frau, wiederum zufällig, vor der Zürcher «Kronenhalle». Die Augen waren dieselben geblieben, blaue Sterne in der Nacht, ein Wiedererkennungssignal, mochte das Gesicht darum herum sich auch verwandelt haben.

Ums Sehen und Gesehenwerden, darum geht es im Bilderkosmos des Gunter Sachs. Keine Aufnahme zeigt das sinnfälliger als «Ascot» von 1995. In vielfacher Gestalt schaut das Model dem Betrachter entgegen, bewaffnet mit Ferngläsern und entwaffnend barbusig. Man kann das Bild als ironische Allegorie auf das Aufmerksamkeitstheater der Geschlechter lesen. Seinen Witz verrät der «Meister» auch hier: Statt «Ascot» nennt er es «Iffezheim». So heisst die Pferderennbahn bei Baden-Baden.

Augenblicke der Vollendung

In der Eröffnungsrede zur Ausstellung hat Sachs gesagt, er werde immer wieder gefragt, warum er sich in seinen Fotografien «hauptsächlich auf die Schönheit konzentriere». Die Antwort: «Die Wahrnehmung von Schönheit ist das Ur-Genom aller bildenden Künste in der Natur. Männchen und Weibchen der Tier- und Menschenwelt sehnen sich nach einem begehrenswerten Erscheinungsbild. Ob Pfau oder Frau – Fauna oder Flora. Jeder präsentiert sich lieber attraktiv.» Sachs hat sich eine eigene Variante der Darwinschen Evolutionstheorie zur Erhaltung der Art zurechtgelegt: Die «geheimnisvolle Kraft des unbewussten Strebens nach Ästhetik» sei der eigentliche Motor der menschlichen Entwicklung. Nach dem Motto: «Immer zweckmässiger, immer anziehender, immer vollendeter».

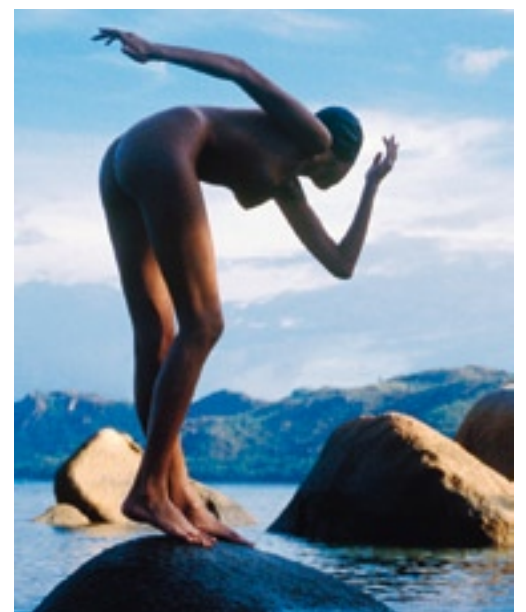
Sein fotografisches Werk dokumentiert das unentwegte Bemühen, Augenblicke solcher



Beute des Bilderjägers: «Strandgut», 1987.



Aufmerksamkeitstheater: «Ascot», 1995.



Vollendung: «Symétrie en mouvement», 1987.



«Eins mit dem Model»: Gunter Sachs und Claudia Schiffer beim Shooting, 1991.



Unbewusstes Streben nach Ästhetik: «Looking For», 2007.

Vollendung einzufangen. Sehr früh, als sie kaum zwanzig war, begann er die Zusammenarbeit mit Claudia Schiffer, der Ikone deutscher Weiblichkeit. Neben mehreren Einzelbildern und ganzen Serien ist das junge Supermodel in einem Video zu sehen, aufgenommen in Sachs' privatem Swimmingpool in St-Tropez. Brigitte Bardot, seine Exfrau, singt dazu. Schiffer taucht, schwimmt, schüttelt ihr Haar, dass die Tropfen stieben. Die Leichtigkeit des Seins, die als Sprachbild etwas abgenützt sein mag, wird hier so überzeugend inszeniert, dass man als Betrachter unwillkürlich davon angesteckt wird. Schiffer durch Sachs' Kameraauge zu sehen, das ist, als ob einem Champagner durch die Adern flösse.

Imagekorrektur für Bally

Noch heute, im Abstand von Jahrzehnten, gerät Sachs ins Schwärmen, wenn Blick und Rede auf Claudia Schiffer fallen: «Die hat Haare gehabt, unglaublich», «Die hatte so richtig 'ne Lebensfreude», «Die konnte ganz toll reiten». «Was war das für ein schönes Weib», ruft er aus, hält inne, korrigiert sich: «Sie ist es noch, sie ist es geblieben, sie ist es.»

Wichtig sei, so Sachs, «dass man mit dem Model wirklich eins ist». Die Schiffer habe zwar einen ganz anderen Charakter als er, «aber sie hat immer alle Ideen und Anweisungen sofort und präzis umgesetzt». Kompliziert werde es, wenn mehrere Frauen auf dem Set ständen. «Mit einer zu arbeiten, ist super, bei zweien wird es schwierig, wenn eine dritte dazukommt, herrscht Weltkrieg.» Zwischen den Frauen, versteht sich.

Lanciert hat Gunter Sachs seine Karriere als Fotograf mit Bildstrecken für Modemagazine. Sein Aufstieg beschleunigte sich 1973 mit der ersten berühmt gewordenen Nacktaufnahme in der französischen *Vogue*. Beziehungen zur Schweiz ergaben sich 1977. In der Baden-Badener Ausstellung ist eine Serie von Werbeaufnahmen für Bally zu sehen, die er für die damalige Herbstkollektion des in Biederkeit gealterten Traditionsunternehmens aus Schönenwerd SO machte. Es sind mutige Bilder, die zu einer Imagekorrektur führten.

Sachs erinnert sich: «Es galt Models mit perfekten Beinen zu suchen, bei denen Äderchen an Knöcheln auch bei langem Stehen nicht sichtbar wurden. Vor jeder Aufnahme streckten die Mädchen die Beine gen Himmel, um dann flüchtig vor die Kamera zu treten. Mückenstiche wurden zu Mini-Katastrophen.»

Der «Meister» zog es nach der Privatführung durch die Ausstellung vor, seine Beine an der Hotelbar des «Brenner's» zu entlasten. Er nahm Hochprozentiges und ein Bier dazu. Die «Kinder» tranken Orangensaft und Wasser.

Ausstellung Gunter Sachs. Museum Frieder Burda, Baden-Baden. Bis 8.11.2009



Jetsetter unter sich: Der Maler Salvador Dalí, Brigitte Bardot und Gunter Sachs (v.l.), 1966.



Wahrnehmung von Schönheit: mit Ehefrau Mirja am Münchner Oktoberfest, 1972.



Als ob einem Champagner durch die Adern flösse: «Claudia Schiffer, Vier Jahreszeiten», 1991.

MEERESSCHUTZ



Dieses Zeichen garantiert Fisch und Meeresfrüchte aus nachhaltiger und verantwortungsvoller Fischerei. Es verhindert die Überfischung, sichert den Lebensraum Meer und die Existenz von Fischern und ihren Familien. Mit dem Kauf von MSC-Fisch helfen Sie mit, die Vielfalt in den Weltmeeren zu erhalten. Mehr zu MSC finden Sie unter migros.ch



Migros ist nachhaltigste Detailhändlerin der Welt.

MIGROS

Ein **M** besser.

«Eigentlich unwichtig»

Michael von Hallwyl über seine Jugend in Namibia, die Geschichte seiner Familie und das Wasserschloss, das er dem Kanton Aargau geschenkt hat.
Von *Andreas Z'Graggen* und *Dan Cermak* (Bild)

Beinahe 900 Jahre – es gibt wohl kaum eine andere Schweizer Adelsfamilie, die so lange ihre Burg besass wie die Hallwyl. Vielleicht, weil sie es besonders gut vermochte, sich an ihre jeweiligen Herren anzupassen?

Das mag sein. Wir waren stets treue Gefolgsleute, erst der Lenzburger, dann der Kyburger und hernach der Habsburger. Das mussten wir teuer bezahlen, als die Berner 1415 den Aargau eroberten und die Burg in Brand setzten. Dass wir diese so lange halten konnten, lag aber möglicherweise auch daran, dass die Familie stets gute Beziehungen zur Bevölkerung pflegte. Wir waren bürgernah und mit den Seetaler Bauern und Handwerkern in ordentlichem Einvernehmen.

Trotz Burgbrand hatten sich die Hallwyl offenbar sehr schnell mit den neuen Herren aus Bern arrangiert.

Das ist so. Bereits in den Burgunderkriegen finden wir Hans von Hallwyl als Anführer der Berner. Hallwyl heirateten in die Berner Aristokratie, bis heute sind wir Mitglied im Distelzwang, einer Art Zunft der damaligen Führungsschicht.

Welche Rolle spielten die Hallwyl in der Alten Eidgenossenschaft?

Wir finden sie in verschiedenen Ämtern und als Gesandte. Hartmann III. von Hallwyl war Delegierter der Berner beim Schmalenkaldischen Bund, als es um die Auseinandersetzung der protestantischen deutschen Fürsten mit dem katholischen Kaiser Karl V. ging.

Einige Ihrer Vorfahren blieben katholisch. Einer wurde gar Bischof von Konstanz, dem damals grössten deutschen Bistum.

Ja, Johann Georg von Hallwyl. Vor Jahren hat man mir den Knauf seines Bischofsstabes geschickt, den man anlässlich einer Ausgrabung gefunden hatte. Im Übrigen waren die Hallwyl, wie das damals so üblich war, vor allem Offiziere in fremden Kriegsdiensten, in Frankreich, Holland, Preussen, Österreich und Russland. Noch mein Grossvater diente in einem sächsischen Regiment.



«Wir waren bürgernah»: Franz Ferdinand Michael Graf von Hallwyl im Schloss Hallwyl.

Schweizer Adel

Die Hallwyl

Die wohl bedeutendste Familie des Kantons Aargau.



Im späten 12. Jahrhundert bauten sich die Hallwyl nördlich des Hallwilersees eine kleine Burganlage. Daraus wurde das imposanteste Wasserschloss der Schweiz, bewohnt noch bis vor wenigen Jahrzehnten von der wohl bedeutendsten Familie des heutigen Kantons Aargau. Die Habsburger mal ausgenommen, denen die Hallwyl eng zu Diensten waren. Johann I., damals mächtigster Hallwyl, war Landvogt für die Habsburger in Schwaben und im Elsass, seine Tochter Udelhild Äbtissin des von den Habsburgern gegründeten Klosters Königsfelden. Bei Sempach 1386 kämpften die Hallwyl noch auf der österreichischen Seite. Was sie damit büssten, dass ihnen die Berner bei der Eroberung des Aargaus das Schloss in Brand setzten.

Man arrangierte sich schnell mit den neuen Herren. Schon in den Burgunderkriegen brillierte für die Berner ein Hans von Hallwyl als Held von Murten. Hartmann war ein bedeutender Diplomat in bernischen Diensten, Johann Anton war Anführer der Berner im Zweiten Villmergerkrieg (1712). Man verbandelte sich heiratsmässig mit der Berner Aristokratie, aber auch mit den herrschenden Familien in Zürich und Schaffhausen. Wie damals üblich, betätigten sich auch die Hallwyl in fremden Kriegsdiensten, einer brachte es gar zum österreichischen (!) Feldmarschall.

Es gab auch eher intellektuelle Hallwyl: Burkhard schrieb ein Arznei-, Johann Sebastian ein Lautenbuch, und Theodor war Schriftsteller. Viele Hallwyl wanderten aus, nach Württemberg, Sachsen, Böhmen, Serbien, Haiti und Namibia. Ein Walther heiratete die schwedische Industriellentochter Wilhelmina Kempe, die Schloss Hallwyl renovieren liess, ehe es Michael Graf von Hallwyl 1994 dem Kanton Aargau schenkte.

Andreas Z'Graggen

Mit dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft war auch die Zeit der Hallwyl vorbei.

1798 haben wir hier alle Rechte verloren, wobei ich gleich anfügen möchte, dass die neue Ordnung, die Napoleon der Schweiz gab, ein notwendiges Korrektiv war. Einige passten sich der neuen Ordnung an, wie Hans von Hallwyl, der es im Kanton Aargau sogar zum Regierungsrat brachte. Andere versuchten im Ausland ihr Glück, wie mein Vater, der 1925 nach Namibia auswanderte.

Was tat er dort?

Er besass eine Farm, ich bin da geboren und aufgewachsen. Es war kein einfaches Leben, dennoch habe ich diese Zeit als Kind sehr genossen. Unsere adlige Herkunft spielte da keine Rolle, mein Vater arbeitete hart auf der Farm, um bestehen zu können.

Und wie lange blieben Sie in Namibia?

Bis ich zwölf war. Hernach besuchte ich diverse Schulen in Deutschland und auch Salem, ein sehr konservatives Internat.

Wo vor allem Adlige zur Schule gehen.

Das war vielleicht einmal so. Aber ich wurde nicht deswegen dorthin geschickt, sondern weil in Salem zu dieser Zeit eine sehr harte und konservative Ausbildung betrieben wurde, wie dies eben der Haltung meines Vaters entsprach, die ich im Übrigen teile. Ein Vorteil lag darin, dass im sportlichen Sinne für mich die Rekrutenschule danach keine besondere Herausforderung mehr war.

Sie leben in Deutschland und Portugal, sind aber ab und zu in der Schweiz. Verkehren Sie noch mit der hiesigen Aristokratie, mit der Ihre Familie ja familiär verbandelt ist?

Gelegentlich treffe ich Verwandte in Bern wie die von Erlach oder gehe in den Distelzwang, aber sonst sind diese Beziehungen nicht zuletzt wegen der Entfernungen eher eingeschränkt.

Und in Deutschland, nachdem Sie mit einer von OPELL verheiratet sind?

Ich habe dort viele Freunde und Bekannte aus dem aristokratischen Milieu, aber ebenso viele, wenn nicht mehr, ausserhalb dieser Kreise. In Deutschland – wie in vielen Ländern auch – gibt es eine Aristokratie, der es offenbar ein grosses Bedürfnis ist, sich öffentlich in Szene zu setzen.

In Deutschland führen Sie den Grafentitel. Woher stammt der?

Über die Herkunft unseres Titels gibt es verschiedene Quellen, wahrscheinlich geht er darauf zurück, dass die Hallwyl im 14. Jahrhundert von den Habsburg-Laufenburg Dinghof, Landgericht und Titel der Grafenschaft Fahrwangen erwarben. Aber ich lege keinen grossen Wert auf Titel.

Was heisst das für Sie, adlig zu sein?

Dass ich gerne auf die Geschichte meiner Familie zurückblicke, aber daraus auch eine gewisse Verpflichtung ableite, ein ordentliches Leben zu führen. Auf jeden Fall be-

deutet eine adlige Herkunft in keiner Weise, mehr zu sein als andere.

Bedauern Sie es gelegentlich, dass die Zeiten adliger Herrschaft vorbei sind?

Nein. Hingegen dünkt es mich schade, dass die Schweiz zwar eine reiche Adelsgeschichte hat und der Adel oder, sagen wir besser, die Aristokratie in der Alten Eidgenossenschaft auch eine bedeutende Rolle spielte, dass aber darüber in der Öffentlichkeit so wenig diskutiert wird.

Mit einer kurzen Unterbrechung war dieses prächtige Wasserschloss Hallwyl stets in Ihrer Familie. 1994 haben Sie es dem Kanton Aargau geschenkt. Wieso?

Schon meine Tante Wilhelmina, eine reiche, mit einem Hallwyl verheiratete Schwedin, hatte nach einer umfassenden Renovation des Schlosses und seiner archäologischen Erforschung den ersten Schritt getan, indem sie das in eine Stiftung eingebrachte Schloss der Öffentlichkeit zur Verfügung stellte. Zudem übertrug sie wichtige Familiendokumente dem Staatsarchiv in Bern und die bedeutendsten Familiengegenstände dem Landesmuseum in Zürich. Doch sowohl die Verpflichtung, das Schloss öffentlich zu halten, als auch die immer wieder notwendigen Renovationsarbeiten verursachten Kosten,

«Man hat seinen Teil geleistet, und wenn die Zeit um ist, ist sie um.»

die von der Stiftung nicht mehr zu schultern waren. Nach längerer Zeit des Überlegens schlug ich dem Stiftungsrat vor, das Schloss dem Kanton zu schenken. Über die Entscheidung bin ich sehr froh, denn der Kanton Aargau hat Hallwyl mustergültig restauriert.

Hat Ihnen dieser Entscheid weh getan?

Ja sehr, das gebe ich offen zu.

Sie haben einen Sohn. Was meinte er dazu?

Er hat mich wegen dieses Entscheids anfänglich nicht verstanden. Er ist natürlich auch Schweizer und hat hier ebenfalls Dienst gemacht, aber Christopher lebt im Ausland. Man muss auch präsent sein, wenn man ein solches Schloss korrekt betreuen will.

Ihr Sohn ist der vorerst letzte Hallwyl. Was, wenn das Geschlecht ausstirbt?

Dann ist das das Schicksal der Geschichte. Man hat seinen Teil geleistet, und wenn die Zeit um ist, ist sie um.

Franz Ferdinand Michael Graf von Hallwyl, 65, wohnt in der Nähe von München sowie in Portugal, hat einen Sohn und eine Tochter, war Bankkaufmann und ist verheiratet mit Astrid Heidemarie von OPELL.
In der Reihe über grosse Schweizer Adelsgeschlechter sind bisher erschienen: «Eidgenössische Führungseliten» (Nr. 10/2009), Gaudenz von Salis (Nr. 18/2009), Niklaus von Reding (Nr. 22/2009), Florian von Meiss (Nr. 26/2009), Roger de Diesbach (Nr. 30/2009), Bernhard Pfyffer-Feer zu Buttisholz (Nr. 35/2009).

Comeback mit Misstönen

Jahrelang gab es über Whitney Houston nur Skandale zu berichten: Drogenexzesse, Ehekräche, abgesagte Konzerte. Jetzt meldet sie sich zurück.
Von Beatrice Schlag

Es war eine Wiederauferstehung mit Trommelwirbel. Schon Tage zuvor hatte Oprah Winfrey ihr Gespräch mit Whitney Houston in Werbespots als «mein bisher bestes Interview» angepriesen – ein erstaunliches Versprechen für die Talk-Milliardäerin, die seit einem Vierteljahrhundert die A-Liste der Showprominenz befragt. Leider war es ein leeres: Das fast zweistündige Interview wirkte so inszeniert, als seien selbst die vielen Pausen geprobt, in denen Whitney Houston ihre Zähne mit der Zunge nach Lippenstiftspuren absuchte.

In den letzten sieben Jahren hatte sich die Sängerin mit der einst glockenhellen Riesenstimme völlig von Journalisten abgeschottet. 2002 hatte sie ein einziges, fatales Interview gegeben. Damals hatte sie, sichtlich unter Drogen, Dinge gesagt wie: «Ich und Crack? Hören Sie mal, ich bin reich. Crack ist billig.» Und auf die Frage, welches ihre Droge sei: «Manchmal alles. Ich habe viel gefeiert. Aber das Einzige, wonach ich wirklich süchtig bin, ist, mit meinem Mann zu schlafen.» Irgendwann während des Gesprächs hatte sich Ehemann Bobby Brown, vor seiner Ehe mit Houston ein gefragter R&B-Sänger, zu ihr aufs Sofa gesetzt und geprahlt, er habe keinerlei Probleme mit Whitneys Erfolg, «weil sie eine Frau ist. Und weil mir als Entertainer niemand das Wasser reichen kann. Niemand.» Er wirkte kaum nüchterner als Whitney Houston. Auf die Frage, ob ihr Ehemann sie schlage – sie hatte ihn mehrmals deswegen angezeigt –, rief sie triumphierend: «No, no, no! Ich habe *ihn* geschlagen.» Nach dem Gespräch erwartete niemand, von der Sängerin, die als Amerikas erste schwarze Prinzessin gefeiert worden war und über 170 Millionen Alben und Videos verkauft hatte, in Zukunft woanders als in Polizeiberichten zu hören.

Letzte Woche, wenige Tage nach Erscheinen ihres neuen Albums «I Look to You», sass die 46-Jährige neben Oprah, sehr mild ausgeleuchtet, sehr elegant gekleidet, sehr tot in den Augen und entschlossen, die für sie erträgliche Version ihrer Vergangenheit öffentlich zu machen: die Geschichte des armen, frommen Baptistenmädchens aus New Jersey, das mit



«Es war zu viel, die Medien, der Rummel, ich konnte das nicht durchhalten»: Sängerin Houston.

Gospel aufwuchs – ihre Mutter ist die Gospel-sängerin Cissy Houston, Dionne Warwick ist eine Cousine, Aretha Franklin ihre Patin –, dann plötzlich zu schnell zu viel Erfolg hatte und beim falschen Mann Zuflucht suchte.

Tatsache ist, dass Whitney Houston bereits mit vierzehn gelegentlich zusammen mit ihrer Mutter auftrat, mit fünfzehn Hintergrundsängerin von Chaka Khan und Jermaine Jackson war, dann zu modeln begann und als erstes schwarzes Covergirl des Magazins *Seventeen* Aufsehen erregte. Als sie neunzehn war, wurde sie vom Musikproduzenten Clive Davis unter Vertrag genommen, der allerdings keine Eile hatte, die Sängerin mit dem aufsehenerregenden Mezzosopran zu vermarkten. Er nahm sich Zeit, die Songs zu finden, die ihre Stimme breitenwirksam zur Geltung bringen konnten. Sie sollte nicht nur für Schwarze ein Star werden.

Ihr erstes Album, «Whitney Houston», erschien drei Jahre später. Die *New York Times* nannte es «ein beeindruckendes, musikalisch konservatives Schaufenster für ein stimmliches Ausnahmetalent». Das Album kletterte erst ein Jahr später an die Spitze der Charts, als Houston, oft als erste schwarze Sängerin, in den grossen Talkshows auftreten durfte und die Zuschauer entdeckten, dass «The Voice» auch blendend aussah und einen wunderschönen Körper hatte, der sich allerdings kaum bewegte, wenn sie sang. Das Tanzen, sagt sie, habe ihr erst Bobby Brown beigebracht.

Die Prinzessin und der Bad Boy

Ihr zweites Album, «Whitney», 1987 erschienen, klang dem ersten so ähnlich, dass *Rolling Stone* bedauerte, «durch was für einen frustrierend engen Kanal diese Begabung geschickt wird». Das Publikum sah es anders. «Whitney» stand, als erstes Album einer Sängerin, in den USA und Grossbritannien von Anfang an auf Platz eins der Hitparade. Albumelös und die anschliessende Welttournee machten sie laut *Forbes* zu einem der zehn erfolgreichsten Entertainer der Welt und zur bestbezahlten Schwarzen in den USA. Schwarze Kritiker warfen ihr, wie Michael Jackson, Ausverkauf an den weissen Geschmack vor. Richtig ist, dass Houston wie Jackson für alle sangen. Wenn man Beyoncé Knowles, Mariah Carey oder Alicia Keys nach Vorbildern fragt, fällt als Erstes der Name Whitney Houston.

Der Aufstieg zum Star, dessen Styling bis zur Keimfreiheit perfekt war, setzte ihr zu. Sie sei, sagte die Sängerin im Interview mit Oprah Winfrey, nicht sie selber gewesen, sondern ein Kunstgeschöpf. «Ich bin eine Jeans-und-Turnschuh-Frau. Ich mag schöne Kleider, Frisuren und Make-up, aber nicht die ganze Zeit. Es war zu viel, die Medien, der Rummel, ich konnte das nicht durchhalten. Ich wollte irgendwann wieder ich sein.» Als sie 1989 den R&B-Star Bobby Brown kennenlernte, der schon damals für Drogenexzesse und Ausfälligkeiten auf der Bühne

berüchtigt war, dachte sie, er sei der Richtige, mit ihr ein normales Leben zu teilen: «Er war unterhaltend, leidenschaftlich, liebevoll, voller Energie. Es war eine wilde Liebe. Ich musste ihn nur anschauen und begann zu schwitzen. Mit ihm konnte ich die sein, die ich war.»

Als die beiden drei Jahre später heirateten, heulten die Medien auf. Die schwarze Prinzessin und der Bad Boy, gab es eine schneller zum Scheitern verurteilte Paarung? Houston sagt, Imagekorrektur sei nicht in ihrem Kopf gewesen: «Wir kamen einfach perfekt miteinander aus. Er war privat sehr ruhig und sanft. Daheim war er der Mann, er übernahm die Kontrolle. Das war erfrischend. Denn über jeden anderen Aspekt meines Lebens hatte ich die absolute Kontrolle.»

Die Erfrischung dauerte kurz. Im gleichen Jahr, als sie heirateten, kam «The Bodyguard» in die Kinos, in dem Houston eine von Drohungen verfolgte Sängerin und Kevin Costner ihren Leibwächter spielt. Niemand sprach von



Kurze Erfrischung: mit Ex-Mann Brown.

einem Kunstwerk, dazu war die Handlung zu dünn und die Hauptdarstellerin zu steif. Aber ihr Ohrwurm «I Will Always Love You» und die rührenden Anstrengungen von Bodyguard Costner, seine Zuneigung nicht zu zeigen, machten den Film zum Kassenschlager, der über 400 Millionen Dollar einspielte. «I Will Always Love You», von Dolly Parton geschrieben, führte ungefähr überall die Hitparaden an.

Als Whitney Houston im Jahr darauf Tochter Bobbi Kristina zur Welt brachte, war sie auf dem Höhepunkt ihrer Karriere. Und bemühte sich nach Kräften, im Privatleben nichts anderes als Mrs Bobby Brown zu sein, eine gute Mutter und Ehefrau eines Sängers, der seine Karriere ihretwegen aufgegeben hatte. «Der Erfolg von Film und Musik war überwältigend.

Und ich glaube, mit einem Mann geschieht etwas, wenn seine Frau so viel Kontrolle hat und er nicht sein eigenes Ding macht», sagte Whitney Houston. «Er war eifersüchtig, und ich begann mich kleinzumachen. Da begann es schiefzugehen.» Je unglücklicher sie wurde, desto mehr versuchte sie zu beweisen, dass sich alle irrten, die der Ehe keine Chance gaben. Ihren gemeinsamen Konsum von Marihuana und Kokain bezeichnet Houston bis vor dem Film als leicht, danach als heftig. Ausserdem war Bobby Brown nach ihren Äusserungen ein Trinker, und nicht einer von der Sorte, die mit Alkohol friedlich werden. «Er hat mich nur ein einziges Mal gehorft, der emotionale Missbrauch war das Schlimme.» Als sie nach einer Party gemeinsam nach Hause kamen, spuckte er ihr ins Gesicht. Am nächsten Tag versuchte er sie aufzuhalten, als sie zu Freunden gehen wollte. Sie schlug ihm mit dem Telefonhörer den Kopf blutig.

Nicht wie Michael Jackson

In den Jahren nach «The Bodyguard» drehte sie weitere Filme, veröffentlichte noch immer erfolgreich Alben. Aber das Privatleben, sagt sie, habe im Wesentlichen aus Drogen bestanden. Bobby Brown ging immer wieder fremd, ohne grosse Anstrengungen zu machen, es zu verhehlen. Sie empfand es als «verstörend, und ich hatte ein Problem damit, dass es auf meine Kreditkarte ging». Die bisher untadelig Zuverlässige begann Termine zu verschlampen, Konzerte kurzfristig abzusagen, Fotografen stundenlang warten zu lassen. Als sie 2001 in New York bei einem Konzert zu Ehren von Michael Jackson auftrat, sah sie so ausgemergelt aus, dass ihre Schultern, Arme und Beine für die TV-Ausstrahlung elektronisch nachgerundet wurden. Der Anblick war trotzdem ein Schock. Den gleichen Schock, sagt sie, habe sie gehabt, als sie auf der Bühne Michael Jackson ansah, der ihrer Meinung nach schon damals schwer drogensüchtig war: «Ich wollte diesen Weg nicht gehen.» Aber ihr Alltag bestand in den nächsten Jahren weiterhin aus Drogen und Fernsehen, «manchmal kam ich wochenlang nicht aus dem Pyjama. Über die Sängerin Whitney Houston dachte ich nicht mehr nach. Ich hatte so viel Geld. Komischerweise las ich auch damals immer die Bibel, und ich betete, Gott möge mir einen einzigen starken Tag geben.»

2006 kam nach ihren Schilderungen dieser Tag. Sie gehe schnell Zucker kaufen, sagte sie, flog mit ihrer Tochter nach Los Angeles und reichte kurz darauf die Scheidung ein. «Sind Sie jetzt drogenfrei?», fragte Oprah Winfrey. «Yes, ma'am», sagte Whitney Houston, «das heisst nicht, dass ich mich nicht danach sehne.» Dass auch ihr neues Album schon wenige Tage nach Erscheinen zuoberst in den Charts war, schien sie nicht wirklich zu interessieren.

Bobby Browns Version der Ehe mit Amerikas schwarzer Prinzessin wird nicht lange auf sich warten lassen. ○



The Golden Langur - *Presbytis quei*

The Khasia Macaque - *Macaca mulatta*

The Common

Affen unter sich: Aquarell von Walton Ford.

Frühstück im Grünen

Von Daniele Muscionico

Als es Essenszeit war, kamen die Affen. Der, den sie Obama nannten, erklärte sich ohne Umschweife zum Vorsitzenden. Als Minderheitenaffe, wie er meinte, würde er der Versammlung gut anstehen. Im Gegenzug wollte er das Protokoll führen. Ein anderer machte sich zum Mundschenk, und ein Dritter wiederum gelobte, für die Einhaltung der Tischmanieren zu sorgen – was ihm gründlich misslang. Kurz bevor die Affen alles Menschenmögliche unternahmen, um sich in die Haare zu bekommen, traf der Porträtist ein.

Er setzte sich nicht, sondern aquarelliert, zuhänden der Affen, sie hatten ihn ja gut bezahlt. Der Maler heisst Walton Ford, was er festhielt und jetzt in dem Buch «Pancha Tantra» versammelt ist – im Stil naturwissenschaftlicher Abbildungen aus dem 19. Jahrhundert oder alter britischer Kolonialmalerei –, ist ein moderner Bruegel über den Umweg Borges'. Denn Ford ist Zeitgenosse, ein New Yorker Aesop, Sammler antiquarischer Bücher, historischer Erzählungen und Forschungsergebnisse. Zum Beispiel des Experiments von Sir Richard Francis Burton. Der britische Offizier lebte im 17. Jahrhundert in Indien, und es wurde ihm nachgesagt, dass er 29 menschliche Sprachen beherrsche und 12 Dialekte.

Auch die Sprache der Affen wollte Burton lernen. Er hielt sich in seinem Haus 40 zahme Affen und machte sich daran, ein Vokabular ihrer Sprache zu erstellen. Jeder Affe hatte einen Namen, der eine war sein Arzt, der andere sein Kaplan, sein Sekretär, sein Adjutant, sein Stellvertreter, und ein hübsches, seidig aussehendes Affenmädchen nannte er nach seiner Frau, Isabel, und behängte sie mit Ohrschmuck.

Burtons besonderes Vergnügen war ein Refektorium, das er für die Affen eingerichtet hatte. Dort hockten sie zum Essen alle auf Stühlen, Diener erwarteten sie, und jeder Affe hatte seine eigene Schüssel, seinen Teller und sein Glas. Richard liess sich am Kopf der Tafel nieder, und das hübsche Affenmädchen sass neben ihm in seinem Babyhochstuhl...

Und heute? Als der Direktor des Dresdener Zoos einem neugeborenen Affen einen bekannten Namen geben wollte, erregte das Ansinnen zornigsten Protest. Es meldeten sich Verbände, Bürger und andere Stimmen und warfen ihm Rassismus vor. «Obama» für einen Mandrill? Dabei wollte der Direktor nur seine Wertschätzung für den Präsidenten ausdrücken. So leicht macht man sich heute mit einer Hoffnung zum Affen.

Walton Ford: Pancha Tantra. Taschen, 2009



«Ein Schälchen Essig in den Kühlschrank stellen»

Die Designerin Erica Matile hat ein Buch über Alltagstricks geschrieben. Sie spricht über die Einsatzmöglichkeiten von Zitronen und Dinge, die man nicht wegwerfen sollte.



«Das Häusliche finde ich enorm wichtig»: Buchautorin Matile.

Ist an Ihnen eine Hauswirtschaftslehrerin verlorengegangen?

Nein, überhaupt nicht. Ich habe gar nichts Lehrerinnenhaftes an mir. Schön und geborgen, sich entsprechend zu leben, also das Häusliche, finde ich enorm wichtig in der heutigen Zeit. Ausserhalb des Hauses muss man so vielem gerecht werden, man wird ständig mit neuen Eindrücken und einer grossen Geschwindigkeit konfrontiert. Darum hatte ich immer schon eine Affinität zu einem schönen Daheim. Schön bedeutet für mich nicht Marmor und Goldhähne, sondern Dinge, die meinem Sinn für Ästhetik entsprechen, mit denen ich mich wohl fühle.

Haben Sie Ihre Tipps und Tricks alle persönlich ausprobiert?

Fast alle – oder ausprobieren lassen. Ich hätte zehntausend Tipps in meine Sammlung nehmen können, aber darunter wa-

ren solche, die man heute niemandem mehr zumuten darf. Früher arbeitete man ja teilweise noch mit quecksilberhaltigen Mitteln. Aufnahme fanden vor allem sehr einfache Tipps wie der, ein Schälchen Essig in den Kühlschrank zu stellen, damit dieser gut riecht. Und den Essig kann man nach einer Woche erst noch für den Salat brauchen.

Sie wissen ein Mittelchen gegen Fruchtfliegen, Blattläuse oder Achselschweiss. Gibt es eine Plage, die Sie ratlos macht?

Liebeskummer. Im Hinblick auf meine Tochter, die bisher zwar noch keinen hatte. Ich bin seit dreissig Jahren mit demselben Mann zusammen und kenne mich drum nicht aus damit.

Wer ist vielseitiger: der Schwarztee oder die Zitrone?

Die Zitrone. Man kann daraus Zitronenwasser machen, damit putzen oder sie für feine Kuchen nehmen.

Früher sprach man vom «Hausmütterchen» oder vom «Hausdrachen». Die Realität von heute sind alleinerziehende Mütter. Wie sieht die Hausfrau der Zukunft aus?

Es besteht ein Unterschied zwischen Stadt und Land. In der Stadt werden noch mehr Frauen arbeiten gehen, mit einem 60- bis 80-Prozent-Pensum, je nachdem. Sie werden es schätzen, es möglichst einfach im Haushalt zu haben. Doppelverdienerinnen werden vermehrt Putzfrauen beschäftigen. Ich selber hatte nie eine Putzfrau, auch nicht, als ich voll erwerbstätig war. Ich leistete mir jeweils lieber ein schönes Paar Schuhe.

Haben Sie ein paar Tipps, die in Krisenzeiten helfen?

1. Weisse Zähne gibt es, wenn man sie einmal in der Woche mit Kochsalz putzt.
2. Tulpen, die nach kurzer Zeit hängen, unterm Köpfchen mit einer Nadel durchstechen, dann halten sie viel länger. Man kann auch noch eine Kupfermünze in die Vase geben, was zudem schön aussieht.
3. Nicht gleich alles wegwerfen. Mir gingen zum Beispiel diese Schaber für den Glaskeramikherd nach vierzehn Tagen wiederholt kaputt. Der Schaber kostet immer sechs Franken. Jetzt habe ich die Klinge in den Zapfen eines Whiskyverschlusses gedrückt, und mein Schaber hält.
4. Schöne Seiten aus einem Modemagazin lassen sich als Geschenkpapier verwenden.

Falls es wieder aufwärtsgeht: Welcher Tipp hat ein Flair von Luxus?

Champagner hält sich eine Nacht und einen Tag, wenn ein Silberlöffel in den Flaschenhals gesteckt wird. Und wenn der Blubber doch weg ist, kann man eine Weinbeere in die Flasche tun, dann sprudelt der Champus wieder.

Sie waren fast zwanzig Jahre lang eine bekannte Modedesignerin. Ist Bodenständigkeit besser als Glamour?

Ich war schon immer eine bodenständige Modedesignerin. Mich in der Glamourwelt zu bewegen, ist mir fremd. Ich habe schöne Dinge gern, aber ich bin kein Glamourgirl.

Was ist schlimmer, ein 08/15-Geschmack oder schlechter Geschmack?

Ein schlechter Geschmack kann lustig sein. 08/15 ist einfach nur langweilig.

Von Erica Matile ist dieser Tage das Buch «Vom Fleck weg – Rund 1000 Tipps und Tricks für unser tägliches Leben» (Salis) erschienen. Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Sie + Er in Underwear

Von Jürg Zbinden

Die sogenannten Liebestöter sind –, dem Fortschritt sei Dank –, Vergangenheit. Heute schmiegelt sich zwischen Haut und Jeans feinstoffliche Underwear, formende Bodys, hauchdünne Tops, knappe Slips und mit Spitzen verzierte BH. Führend sind immer noch Schwarz und Weiss, bei den Mannsbildern darf es zwischendurch Grau oder Blau sein, bei den Damen Rot, Türkis, Bordeaux oder auch mal der sogenannte Nude-Look. Die Hip-Hop-Youngsters tragen die Baggy Jeans so tief, dass das Label der Boxershorts zu sehen ist. Meistens handelt es sich dabei noch immer um D&G, Calvin Klein oder Emporio Armani. Geschichte ist Schiesser Feinripp, und auch Hanro of Switzerland ist blosse Behauptung: Das Premium-Label ist nämlich in österreichischer Hand.

1 — Ist Legwear zur Underwear zu zählen? Zumindest der obere Teil. Die laszive Pose des Models erinnert an die Fiberglas-Frauen des britischen Pop-Art-Provokateurs Allen Jones aus den sechziger Jahren. «Zora», die Strumpfhose von Wolford, ist allerdings brandneu. Sie kostet Fr. 59.– (ohne High Heels). Wolford, Bahnhofstr. 47, Zürich.

2 — Zwar steht Weihnachten noch nicht vor der Tür, aber «Satin Shine» aus der Weihnachtsserie von Triumph sollte man sich besser vor dem Dezembermonat sichern, zumal der Preis von Korsage und String mit Fr. 59.– sehr günstig ausfällt. Erhältlich in Schwarz oder Rosenrot. Bezugsinfos: www.triumph.ch

3 — Aus der Linie «Revival Feelings» stammen das türkisblaue Shirt und die Pyjama-Shorts. Doris Day («Pillow Talk») hätte daran ihre helle Freude gehabt. Der Preis für das neckische Ensemble: Fr. 45.–. Bezugsinfos unter www.triumph.ch

4 — Triumphal ist auch der «Pure Shaper», ein leichter Bodydress, der auch als Klasse-Badeanzug durchginge. Der schwarze Formschmeichler kostet Fr. 135.–. Bezugsinfos unter www.triumph.ch

5 — Richelieu, der Kardinal des Königs und seit den dreissiger Jahren königlicher Klassiker des Schweizer Premium-Unterwäsche-Labels Zimmerli. «Richelieu» ist aus hundert Prozent Baumwollzwirn und besticht durch Elastizität und Leichtigkeit. Das Unterhemd kostet Fr. 79.–, der Slip (erhältlich in zwei Versionen) Fr. 59.–. Bezugsinfos: www.zimmerli.com



1



2



3



4



5



Auto

Neue Energie

Der 7er-BMW mit Dieselmotor ist eine der besten Limousinen der Gegenwart. Leider wissen das noch nicht alle. *Von Ulf Poschardt*

Am Anfang war die Vernunft. Wer in grossen Limousinen sitzt und die Tanknadel verwundert mustert, weil sie sich nicht bewegt, wähnt sich dem Zukünftigen nahe. Bei dem neuen 7er-BMW mit der Drei-Liter-Dieselvariante in Verbindung mit den ökologisch verdienstvollen «Efficient Dynamics» ist die einst bei BMW in den achtziger Jahren eingeführte Verbrauchsanzeige digitalisiert worden. Das wäre nicht bemerkenswert, gäbe es nicht nur Auskunft darüber, wie viel Liter Diesel die stattliche Limousine im Augenblick verbraucht, sondern (beim Ablassen vom Gas-

pedal) auch darüber, wie Energie geschaffen wird. BMW erklärt das schön: Der Generator nutzt die freiwerdende Bewegungsenergie und lädt die Batterie damit. Ich sehe mir also beim Energiespenden zu: herrlich.

Dies führt zu einer gewissen Hybris auch jenen kleinen Automobilen gegenüber, die sich in der Sicherheit wiegen, ganz dem grünen Zeitgeist zu entsprechen. Nur leider wird mir das niemand abnehmen, so imposant kommt der 7er-BMW daher. Verglichen mit dem drahtigen Audi A8 und der durchweg repräsentativen S-Klasse ist der neue Siebener der längste. Das sportliche Image der Bayern lässt die 5 Meter 07 aber sehr ansehnlich daherrollen. Wer die Langversion mit ihren 5 Meter 21 kauft, braucht keinen Rolls-Royce mehr.

Die Ledersitze im Hermès-Braun geben in schnelleren Kurvendurchfahrten Halt, aber zumeist lassen sie einen vergessen, dass man in einem Auto und eben nicht in einem First-Class-Sessel der Swiss sitzt. Im Fond entstehen zwangsläufig Staatsgast-Fantasien.

Trotz der knapp zwei Tonnen Leergewicht bleibt dem imposanten Dickschiff eine Leicht-

tigkeit im Handling, die man den Ingenieuren nicht hoch genug anrechnen kann. Auch der Türgriff im Inneren, versteckt in einer salon-tauglichen Holzleiste, erinnert an Zauberei.

Bis zu diesem Modell galt es als ausgeschlossen, dass es einen ebenso sportlichen wie kultivierten Diesel geben könnte, der einer Oberklasse-Limousine zum Verbrauchswert eines Kleinwagens verhilft. Einige Tester haben ihn mit weniger als sechs Litern bewegt. Dank der 540 Newtonmeter Drehmoment hat man nie das Gefühl, in einem Sparmobil zu sitzen. Leider haben politisch unkorrekte Zeitgenossen in Berlin wenige Tage vor der Wahl den blank polierten Siebener als Staatskarosse des Klassenfeindes identifiziert.

Ich hätte am liebsten das Verbrauchsdisplay auf die Strasse projiziert.

Dafür versorgt mich das Head-up-Display auf mahnende Weise mit den jeweils geltenden Geschwindigkeitsbegrenzungen. Damit stellt die Projektion auf die Frontscheibe sicher, dass ich mich als Neo-Ökologe relativ anständig verhalte. Fahrwerk und Automatik arbeiten – falls gewünscht – derart athletisch, dass es Selbstbeherrschung braucht, um nicht an jeder Ecke geblitzt zu werden.

Es ist grün, sexy und eines der besten Autos der Gegenwart.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

BMW 730d

Leistung: 245 PS, Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 245 km/h
Preis: 105 300 Franken



Torte zum Mitnehmen

Die «Accademia del Gusto» ist der vielleicht beste Italiener Zürichs. Von David Schnapp

Die Frage nach dem besten Italiener Zürichs ist ähnlich religiös belastet wie «Stones oder Beatles?», «Apple oder Windows?». Die «Accademia del Gusto» im Kreis 4, sozusagen im Hafenviertel der Stadt, verschärft die Glaubensfrage.

Der erste Eindruck ist nicht der entscheidende; viel altes Holztafel fällt auf und Kunst an den Wänden, die nicht gerade von Stilsicherheit zeugt. Ganz anders sieht das aus, was aus der Küche kommt. Es beginnt mit einem wunderbaren Tunfischtatar auf einem Fenchel- und Rucola-Bett. Der Fisch bekommt durch die feine Marinade eine schöne Kümmelnote. Die begleitenden Pommes Chips aus eigener Produktion sind eine überraschende Ergänzung. Den Babylattich-Salat meines bezaubernden Gegenübers bereitet der Kellner in einer grossen Silberschüssel am Tisch zu, das ist dann schon sehr stilsicher.

Beim Pasta-Gang rückt die «Accademia» in der Rangliste schon ganz weit vor, der Tortellone farcito mit einer Füllung aus Trüffel-Ricotta, einem flüssigen Eigelb im Zentrum

unter grosszügiger Zugabe von schwarzen Trüffel-Spänen ist einmalig (Fr. 32.–). Es folgt ein schmelzzartes Kalbskotelett aus dem Ofen (Fr. 56.–). Perfekt dazu sind ein paniertes Mozzarella und feine Tomatenscheiben mit Oregano, die einen geschmacklichen Kontrast zur eher klassischen schweren Sauce setzen. Meine Begleitung isst einen Wolfsbarsch vom Grill mit feinen Auberginen-Scheiben und frischen Pfifferlingen, der in einem Fisch-vom-Grill-Wettbewerb ganz vorne platziert würde.

Eigentlich können wir nicht mehr, aber ein Stück der Torta St.-Honoré «Accademia» (Fr. 13.–), die täglich frisch zubereitet wird, wollen wir versucht haben. Leichte Küche geht sicher anders, aber die barocke Opulenz dieser Konditorspitzenleistung ist einmalig.

Fazit: Eine klassische, aber sorgfältige italienische Küche, ein perfekter Service und noch zwei Stück Torte zum Mitnehmen als Abschluss – so wurde die «Accademia» zu unserem Lieblingsitaliener.

Accademia del Gusto. Rotwandstr. 62, 8004 Zürich, Tel. 044 241 62 43. Sonntags geschlossen.



Stilsicher: Koch Stefano Piscopo und seine Partnerin und Restaurantleiterin Mariana.

Wilder Osten

Von Peter Rüedi



Trau keinem Wein, der eine zweite Etikette auf dem Rücken trägt. Sagt mein Freund Carlo. Der hat einen Hang zum Purismus, aber eigentlich recht. Was notwendig auf eine Weinflasche gehört, hat auf einer Etikette platz, so die EU-Bürokratie nicht demnächst den Ausweis spektralanalytischer Details im Nanobereich erzwingt. Die Rückseite enthält gewöhnlich eine Gebrauchsanweisung, ohne die der Inhalt sehr gut auskäme. Marketing. Davon enthält die Zusendung, die mich ungefragt erreicht, ohnehin genug. Der Wein heisst «Pinitium Findling Pinot noir», um den Hals einer Flasche hängt ein veritabler Kieselstein. Die Broschüre, welche das *Joint Venture* von vier Ostschweizer Winzern begleitet, verrät die Handschrift einer coolen PR-Agentur. Da sträubt sich mir altem Wein-Fundi alles.

«Pinitium» steht für Pinot und initium (Anfang), und die flotte Schrift beginnt mit dem Satz: «Pinot noir muss nicht zwingend Wallis, Herrschaft oder Schaffhausen sein.» Nein, muss nicht. Wissen wir aber längst. Schon mal was vom unvergessenen Hans-Ulrich Kesselring auf Schloss Bachtobel gehört, meine Herren, oder von Urs Pircher in Eglisau? Allzu plakativ sollten sich Hansruedi Neukom (Wil ZH), Peter Stucki (Teufen ZH), Peter Gehring (Freienstein) und Roland Lenz (Iselisberg) nicht in der Rolle von Pinot-Pionieren des wilden Ostens präsentieren lassen.

Andererseits: Selbst ein Oldtimer wie ich, der schon die einzelnen Weine von Ruedi Baumann in Oberhallau und Michael Meyer in Bad Osterfingen der Fusions-Cuvée «ZWAA» vorzieht, muss einräumen, dass der «Findling» ein angenehmer Wein ist: ein eleganter Pinot mit viel Charakter, im Jahrgang 2007 noch etwas schwer zugänglich, aber im Potenzial gewichtiger als der 2006er. Mir ist das Holz eine Spur zu präsent. Die Region Thurgau – Zürcher Unterland war schon vor der Initiative dieses Quartetts keine Wüste, aber mit ihr hat sie eine kleine Attraktion mehr.

Neukom/Stucki/Gehring/Lenz:
Pinitium Findling Pinot noir 2007. 13,5%, Fr.29.–.
www.neukom-weine.ch; www.weingut-stucki.ch;
www.weingut-gehring.ch; www.lenz-weinbau.ch

Schauder, Furcht und Jammer

Von Pia Reinacher — Der Schriftsteller Adolf Muschg malt ein schwarzes Bild der Schweiz. Dem eher überraschungsfreien Lamento lassen sich amüsante Seiten abgewinnen.



Allegorie des belehrenden Zeigefingers: Pessimist Muschg.

Kein Zweifel, wir leben in einer Ära galopierender Mediatisierung, in der Aufmerksamkeit längst zum ultimativen Ziel vieler Prominenter geworden ist. Medientauglichkeit ist nicht nur ein Rekrutierungskriterium für Politiker, sondern schon lange auch für Intellektuelle und Kulturschaffende. Wer präsent sein will, muss sichtbar werden, und auf dem Weg zu diesem Ziel sind alle Mittel recht. Amüsanterweise wird dabei nicht selten nach den Regeln einer Bühneninszenierung agiert und Erkenntnisgewinn durch Erregung von Schauer, Furcht und Jammer provoziert, um mit der Bewirtschaftung von Gefühlen gleichzeitig auf das eigene bescheidene Ich aufmerksam zu machen.

Den Vogel abgeschossen hat in dieser Beziehung der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg, der mit einem rabenschwarz eingefärbten Artikel auf den «Schweizer Seiten» des Hamburger Wochenblatts *Die Zeit* ein Pamphlet zum Eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag publizierte («Selbstachtung 2009»). Artikel und Aufmachung sind dabei ein moralisches Fanal, mehr noch: Sie mutieren geradezu zur Allegorie des belehrenden Zeigefingers. Auf der linken Blattseite thront, düster umwölkt und wie ein geisterhaftes Schemen, der Intellektuelle mit apartem Dreitagebart und qualmender Pfeife, auf der rechten Seite klagt sein

Text über die «Schweiz im kollektiven Dauerschock». Eine Todesanzeige für die Schweiz? Eine symbolische Mahnung an das Fussvolk, endlich rabenschwarz zu büssen für die lasterhafte Geldwirtschaft unseres Landes?

Die Hinweiszeile auf der Frontseite des Blattes legt noch einen Zacken zu: «Bürger, steht auf! Der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg über seine Heimat, die international isoliert ist und ihre Selbstachtung verloren hat.» *Hélas*, so kann nur titeln, wer die helvetische Mentalität nicht kennt und all die feinen kulturellen Unterschiede ignoriert: Wir Schweizer sitzen nämlich durchaus lieber, es ist einfach komfortabler! Und wir stehen auch ungern ruckartig und erst noch auf Zuruf auf. Denn wir sind grundsätzlich weniger autoritätsgläubig als unsere deutschen Nachbarn.

Eine Auflage wie der Bündner Jäger

Was für ein melodramatischer Auftritt des hierzulande durchaus geschätzten deutschen Wochenblattes, das weniger aus aufklärerischen Motiven auf den Schweizer Markt expandiert, sondern um Inserate zu generieren! Und doch, allzu sehr müssen wir uns nicht fürchten. *Die Zeit* hat in der Schweiz eine Auflage von rund 8000 Exemplaren, was ziemlich exakt der Auflage des *Willisauer Boten* oder des *Bündner Jägers* entspricht. Wir sollten es als un-

terhaltungssteigerndes Amüsement werten, dass sich die «Schweizer Seiten» inzwischen zu einer Art Jammer-Postille entwickelt haben, in der helvetische Intellektuelle ihr Herzeleid unter idealistischen Vorzeichen exportieren, das dann von Hamburg aus in pekuniärer Absicht in die Schweiz importiert wird – allerdings meistens mit einer Verspätung von ein paar Wochen auf die Debatten in den hiesigen Tageszeitungen.

Was Muschgs Thesen angeht, sind sie natürlich nicht falsch. Es ist auch nicht unoriginell, anlässlich des eidgenössischen Besinnungsfestes auf Gottfried Kellers legendäres Bettagsmandat zu referieren, das der Staatsschreiber 1862 erstmals verfasste und das vom Regierungsrat prompt abgelehnt wurde – wegen zu grosser «Wildheit». Es ist auch nicht schlecht, mit Gottfried Keller Geldgier, Genusssucht und Eitelkeit anzuprangern und Analogien zur aktuellen Bankengier, Wirtschaftskrise, prinzipienlosen Geldwirtschaft und zu orientierungsloser Politik zu ziehen.

Salbungsvolle Kanzelpredigt

Das Problem ist nur, dass Muschgs Klagerede überraschungsresistent ist und in schon fast symbiotischer Verbindung mit den Medien deren Erwartungen bedient. Wie viele dieser Kernsätze wurden in den letzten Wochen zum Teil wörtlich von zahllosen Kolumnisten und Publizisten deklamiert. Als Germanist müsste Muschg eigentlich wissen, dass Schlüsselsätze durch Repetition und zunehmende Lautstärke nicht wahrer und wirkungsvoller werden. Sie schleifen sich schon bald zu leeren Phrasen ab. Das Dauerlamento bringt uns keinen Schritt weiter und ist auch nicht besonders mutig. Und es wendet sich erst noch an die falschen Adressaten. Die «Mitbürger» gehören nämlich grösstenteils nicht zur Fraktion der Täter bezüglich High-Risk-Finanztransaktionen, Misswirtschaft und Verantwortungslosigkeit, sondern zu deren Opfern, welche die Zeche erst noch mit dem bitter ersparten Scherflein bezahlen müssen. Da liegt salbungsvolle Kanzelpredigerei einfach falsch.

Könnte das Problem darin liegen, dass Adolf Muschgs Text bei der effektvollen Diagnose böser Männer und böser Taten stehenbleibt – und dort, wo man innovative neue Modelle oder Ideen erwarten würde, eine klaffende Leerstelle aufweist? Wenn sich der Intellektuelle tatsächlich mit seiner ganzen Reputation wirkungsvoll für das Wohl der «Mitbürger» hätte einsetzen wollen, hätte er das erfolgversprechender nicht mit einer automatisierten Schweizschelte gemacht, sondern auf dem professionellen Weg geheimer *One on One*-Gespräche auf höchster Ebene, um so den Verantwortlichen des Desasters persönlich ins Gewissen zu reden. Das hätte dann allerdings auf dem öffentlichen Feld etwas weniger Schauer und Schrecken erregt. ○

Starkes Bilderfutter

«Cargo», der erste Schweizer Science-Fiction-Film, beeindruckt durch sein spektakuläres Handwerk. *Von Wolfram Knorr*



Klaustrophobische Engnisse: Anna-Katharina Schwabroh als Ärztin Laura Portmann.

Es ist, als hätten sich ein paar Filmfreaks aus der filmkulturellen Enge der Schweiz hinausgesprengt, um endlich draussen in der Galaxie zauberischer Blendwerke, in der Schwerelosigkeit der Genre-Filme zu landen: Ivan Engler und Ralph Etter drehten – unerhört – einen Science-Fiction-Film. Trotz Stanley Kubrick («2001: A Space Odyssey») und Andrei Tarkowski («Solaris») nicht unbedingt eine Gattung, die zum intellektuellen Besteck europäischer Cineasten gehört. Dabei ist SF verführerisch; nicht nur, weil es um Begegnungen mit etwas ausserordentlich Fremdem geht, sondern vor allem, weil das Genre eine Herausforderung an die Kraft der Illusion ist. Nirgendwo lässt sich so hemmungslos in der Requisite und im Dekor aasen wie im SF-Film, und nirgendwo ist die Lust so riesig, im Kleinen zu basteln, was auf der Leinwand dann gewaltig wird. George Lucas («Star Wars») brachte es mit dem Abfall, aus dem er seine Raumschiffe klebte, sehr weit.

Die besessenen helvetischen Enthusiasten haben sich des spektakulären Handwerks bedient – und gewonnen. Ihr Debüt «Cargo», zum grössten Teil in einer Fabrikhalle in Winterthur gedreht, wurde zu einem visuell fulminanten Stück nachtschwarzen Entertainments. Gut, so überzeugend ihre Professionalität bei der visuellen Umsetzung von Hightech-Ästhetik, Innenräumen und Schwerelosigkeit

ist, beim Plot dagegen fehlt's an dem Mut, den sie in der Optik selbstbewusst demonstrieren. Da gibt es Logiklöcher im allzu gehemmten Handlungsverlauf. «Cargo» erzählt, vor dem Hintergrund eines Öko-Kollapses auf der Erde, von einer Raumfähre, die Baumaterial auf eine entfernte Station bringen soll. Die Besatzungsmitglieder träumen von einem paradiesischen Planeten, der allerdings Lichtjahre entfernt ist und nicht für jeden erschwinglich. Deshalb nehmen sie Aufträge wie diesen an, um sich die Reise doch mal leisten zu können. Daraus wird nichts; im riesigen, knarrenden, wummernden und summenden Schiff sind sie nicht die Einzigen, und bald machen sie eine erschreckende Entdeckung.

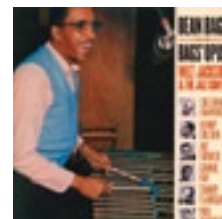
Das Schauspieler-Ensemble ist zwar prima, hat aber nur gebremsten Handlungsraum. Dafür gelingen den Machern Bilder von grosser Suggestivkraft. Wie mit den Möglichkeiten des Raums, seinen Tiefen und Weiten und klaustrophobischen Engnissen gespielt wird, das ist beeindruckend. Die Handlung dagegen wirkt, als wolle sie in «Deckung» bleiben und verhindert so Emotionalisierung. Wichtiger aber bleibt für einen so mutigen Erstling: Ein Schweizer Film hat sich hinausgewagt in die Welt starken Bilderfutters.

Cargo. Regie: Ivan Engler/Ralph Etter. Schweiz, 2009

Musik mit Unterleib

Von Peter Rüedi

Der letztes Jahr verstorbene Werner Burkhardt war, als Jazz- wie als Theaterkritiker, ein Mann, der Komplexes gern anschaulich erklärte. So illustrierte er das höchst gespannte, in der Gegensätzlichkeit aber sehr kreative Verhältnis zwischen den beiden Protagonisten des legendären Modern Jazz Quartet einmal so: Wenn die Combo ein Konzert hinter sich hatte, pflegte der schmallippig-asketische Meisterpianist John Lewis einem erlauchten Kreis beim Tee musiktheoretische Vorträge zu halten, während sich Vibrafonist Milt Jackson umgehend in den nächsten Puff absetzte. Die Partnerschaft der beiden war perfekt wie die zwischen Vernunft und Gefühl. Der Feingeist Lewis domestizierte den überbordenden Blues-Rhapsoden Jackson, und der erinnerte seinen Konzertmeister daran, dass das Fleisch seinen eigenen Geist hat. Die vielen Aufnahmen, die Jackson unter eigenem Namen und mit anderen Partnern realisierte, beweisen, welcher Triebverzicht ihm im MJQ abgenötigt wurde. Zwei davon, beide aus dem Jahr 1958, liegen jetzt auf einer CD wieder vor, auf einem der unter halber Piratenflagge segelnden LmbH (Labels mit beschränkter Haftung). «Bean Bags» ist die eine, das ursprünglich bei Atlantic erschienene Gipfeltreffen zwischen Coleman Hawkins und Jackson, begleitet von einer Rhythmusgruppe, die für das brachiale Horn des Tenor-Dinos fast zu subtil ist (Connie Kay, dr, Eddie Jones, b, Tommy Flanagan, p, und Kenny Burrell, gt). Wenigstens in den schnelleren Nummern. In den Balladen und den langsameren Blues beschwört der Altmeister fast ben-webstersche Luft-Geister. Kein kreatives Erdbeben, aber inspirierter Mainstream-Jazz auf oberstem Niveau. Das gilt erst recht für «Bags' Opus» (ursprünglich United Artists), ebenfalls mit Kay und Flanagan, am Bass aber mit dem grossen Paul Chambers und den Partnern Art Farmer und Benny Golson in der Frontline. Eine ungemein entspannte, sichere, selbstverständliche Session in grossem Schwung und Swing. Wenn es im Jazz so etwas gibt wie eine mozartsche Qualität: *la voilà*. (Wolferl musizierte auch nicht nur mit dem Kopf.)



Milt Jackson & The Jazz Giants: Bean Bags/Bags' Opus. Essential Jazz Albums EJA 046

Alles und noch etwas mehr

Cecilia Bartoli singt auf ihrer neuen CD Arien, die für Kastraten geschrieben wurden. *Von Christian Berzins*

Cecilia Bartoli nackt. Vergangenheit der scheue Blick auf ihr riesenhaftes Decolleté, jetzt ist die Sicht frei auf alles. Allerdings zeigt die Römerin auf ihrer neuen CD nicht ihre eigene Haut, sondern schlüpft in jene einer Adonis-Statue. Und das «Mehr» hängt diesem Idealmann naturgemäss zwischen den Beinen.

Männlichkeit steht im Zentrum des CD-Projekts, genauer: die zerstörte Männlichkeit. Die Mezzosopranistin hat sich Arien angenommen, die für Kastraten geschrieben wurden. Zwanzig Jahre ist es her, dass Bartoli die Opernwelt zu erobern begann. Frech und voll klang ihre Stimme, kurios schraubte sie Koloraturen in die Höhe, keck war ihr Spiel. Bald konnte man ihr beim Pastakochen und beim Cinquecento-Fahren zusehen: eine Italienerin wie aus dem Bilderbuch, die herzhafter lachte als ein venezianisches Fischweib. Bartoli wurde zum Fernsehstar. Ihre Gage konnte durchaus mal 100 000 Dollar hoch sein.

Erstaunlich, zeigte sich doch schnell, dass sie auf dem traditionellen Repertoire-Weg wenig Chancen hatte. Doch Bartoli schaffte es, aus Mängeln einzigartige Kunst zu machen. Als ihre Stimme Mitte der neunziger Jahre mit dem Alter nicht grösser wurde, verabschiedete sie sich, mit Ausnahme von zwei, drei Rollen, von den Opern Gioacchino Rossinis. Junge Mezzosopranistinnen – Kasarova, Larmore, Kozena oder Garanca – zogen an ihr vorbei.

Bartolis Weg führte in die Vergangenheit. Bei Raritäten aus (Früh-)Klassik und Barock musste sie keine Konkurrenz fürchten. Die Orchester, die sie begleiteten, waren klein und durchsichtig im Klang, und sie waren historisch korrekt auch tiefer gestimmt. Ein Vorteil für Bartoli: «Eine tiefere Stimmung ermöglicht mir, mit der Stimme zu spielen, die Natürlichkeit meines Timbres auszuspielen.» 1999 verband Bartoli ihre alte Koloraturkunst mit der überbordenden Emotionalität und triumphierte mit Arien Vivaldis. Das Vivaldi-Album verkaufte sich bis heute sagenhafte 700 000 Mal. Und nun also die Kastraten-CD. Passend zum Konzept verweist Bartoli theatralisch auf das Unglück der italienischen Knaben, die dem Messerchen zum Opfer fielen. «Niemand spricht von der Tragödie!» Und niemand jammert so herzerreissend, wenn's ums Adieusagen geht, wie Bartoli in der Arie «Parto, ti lascio, o cara» von Nicola Porpora. Aber wenn die ersten Spitzentöne eingefügt werden, und diese milchig dünn tönen, zerfällt die schöne Linie, die Luft ist weg. Den Koloraturen, einst Bartolis Geheimwaffe und Auslöser jedes Jubelsturmes, fehlt die Durchschlagskraft.

Bartoli: Sacrificium. Decca 2009.
Live in der Tonhalle Zürich, 10. Oktober.

Christian Berzins ist Musikkritiker des *Sonntags* und der *Aargauer Zeitung*.



Freie Sicht auf alles: Ariensängerin Bartoli als Adonisstatue.

Madonna, Moonwalk und der Revisionismus

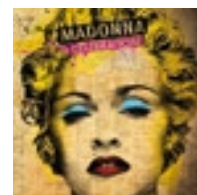
Von Albert Kuhn

Echtes und falsches Erbarmen begleiten die aktuellen Impllosionen der Macht. Das gilt vom Finanz-Nirwana über die gegenwärtigen Kriege und Politiksysteme bis hinunter zur alten und neuen Darreichungsform von Musik. Während die Knirpse der Branche eine erfreuliche und stete Flut neuer und neuartiger Musik veröffentlichen, beliefern uns die Kolosse (Universal, Sony, Warner, EMI) prioritär mit bereits bekannten Themen. Am liebsten widmen sie sich der Herausgabe von Best-of-Alben und luxuriös editierten Gesamtwerken. Als Höhepunkt der Wiederverkäuferei des Immer-selben: das Auffrischen des kompletten Beatles-Outputs von 203 Songs. Derweilen laden sich die Beatles-unbelasteten Zwölfjährigen die Hits von 50 Cent und Nelly Furtado via Computer auf den iPod.

Vor diesem Hintergrund passt die bereits vierte Best-of-Compilation von Madonna wie die falsche Wimper aufs Auge: «Celebration», zu haben als Disc, Doppel-Disc (36 Songs) und Luxus-DVD-Ausgabe mit 47 Madonna-Videos. Sich durch gut zweieinhalb Stunden Eighties- oder Eighties-ähnliche Hits zu hören – ein Schnelldurchlauf durch ein Vierteljahrhundert –, ertränkt einen in Fernweh, Melancholie und gemischten Dancefloor-Erinnerungen. Hie und da entlockt es einem ein Lächeln, hinterlässt aber letztlich eine schmerzfreie Leere. Und, wenn man sich das antun mag, einen Blick auf all die Jahre.

Madonna begann zu einem hochentzündeten Zeitpunkt zwischen Punk, Rap und Disco, und eine Weile schien sie alles richtig zu machen, liess sich *catchy* Songs auf den Leib schreiben und markierte den Zeitenwechsel von der Soulballade ins Zeitalter der polyrhythmischen Elektrobeats. Damit kombinierte sie eine neue, mädchenbefreiende Schnute und Mode. Aber schon bald die Madonna als singende Businesswoman, die Installation des Berühmtwerdenwollens in den Köpfen der Jugend, etwa der Slogan des Billig-Teenie-Einleiders Zebra: «Feel Like a Star».

Sich wie ein Star fühlen ist das Zuckerbrot. Und die Krise ist die Peitsche. Laufen wir alle rückwärts, im Moonwalk, wie Michael Jackson? *Think*.



Madonna: Celebration. Warner

Kirchenbesetzung

Wenn es nach Mike gegangen wäre, hätte er friedlich auf seine Ausweisung gewartet. Aber es ging nicht nach ihm ...

«Doppelpass», Folge 43.

Von Charles Lewinsky

Wenn man es ganz genau nahm, war es gar keine Kirche, sondern nur eine Kapelle. Reizvoll im Grünen gelegen, aber fast immer leer. Früher einmal war man jeweils im Mai in feierlicher Prozession hierher zum lokalen Schutzpatron gepilgert, aber der fromme Brauch war längst eingeschlafen, und wenn jemand heute den Weg unter die Füsse nahm, dann meist nur, weil er ein romantisches Plätzchen für ein Picknick oder ein noch intimeres Vorhaben suchte.

Pfarrer Linsi, eigentlich für die Antonius-Kirche mitten im Ort zuständig, betreute die Kapelle denn auch nur im Nebenamt. Viel Arbeit machte sie ihm nicht. Nur die eine oder andere Hochzeit fand dort statt, und auch das nur in den warmen Monaten.

Linsi war ein junger, moderner Priester, der regelmässig Jazzmessen und Sing-ins veranstaltete und sich selber gern als Public-Relations-Manager des lieben Gottes bezeichnete. Ein konservatives Mitglied der Kirchenpflege, ein Rechtsanwalt Eichenberger, dem die ganze Richtung nicht passte, hatte ihm bei der letzten monatlichen Sitzung sogar vorgeworfen, er habe die Besetzung der Kapelle selber inszeniert, als PR-Gag. Linsi wies den Verdacht weit von sich. Allerdings, fügte er hinzu, da die Sans-Papiers jetzt schon einmal da seien, wäre es unchristlich, sie einfach so zu vertreiben. Unchristlich und gegenüber der Öffentlichkeit auch höchst unvernünftig. Eine Kirche, die den Armen und Schwachen Asyl gewähre, das sei doch genau die Botschaft, die man den Menschen vermitteln wolle. Er jedenfalls spüre in diesem Zusammenhang bereits ein vermehrtes Interesse junger Leute, und das müsse doch auch im Interesse der Kirchenpflege liegen, nicht wahr, meine Herren?

Das Gremium beschloss daraufhin, Eichenbergers Antrag auf sofortige Räumung abzulehnen und erst mal gar nichts zu entscheiden. Einerseits, weil Pfarrer Linsi so schwungvoll argumentiert hatte, und andererseits, weil man in öffentlichen Ämtern am wenigsten falsch macht, wenn man gar nichts tut. Und es war ja nicht so, als ob die Kapelle dringend gebraucht würde.

Als Mike zu den Besetzern stiess, hatte die ganze Sache schon ihre Ordnung, und es war eine Ordnung im gut schweizerischen Sinn.



Protest ja, aber doch bitte so, dass es eine Gattung macht. Keine Abfälle herumliegen lassen und die Matratzen jeden Morgen sauber zudecken. Selbst die Transparente, die nun mal zu so einer Aktion gehören, hatte man nicht direkt an der Fassade der Kapelle befestigt, um nur ja nicht den Putz zu beschädigen. Man spannte sie stattdessen zwischen den Ästen der Bäume auf, was mehr romantisch als bedrohlich wirkte. «Bleiberecht für alle!» konnte man da mit einiger Mühe zwischen den Blättern entziffern oder auch – der Länge halber auf zwei Transparente verteilt – «In der Schweiz gibt es eine halbe Million Identitätskarten für Hunde – warum also Menschen ohne Papiere?».

Zum ursprünglichen Kreis der Unterstützer waren bald weitere Freiwillige gestossen. Hier draussen, fern einer grösseren Stadt, hatte man als junger Mensch nicht so viele andere Möglichkeiten, die eigene Solidarität mit den Unterdrückten dieser Erde zu demonstrieren. Ausser man kaufte am Drittwelt-Basar des Kirchenchors zu überhöhten Preisen selbstgebackene Kuchen oder selbstgestrickte Pulswärmer ein. Da war so eine Kirchenbesetzung doch eine ganz andere Sache, gewissermassen Hilfeleistung am lebenden Objekt. Selbst wer sich vorher nie für die Probleme in der Schweiz gestrandeter Ausländer interessiert hatte, war gern dabei.

Zwischen den Frauen, die das knappe Dutzend Sans-Papiers mit Essen versorgten, entwickelte sich sogar ein regelrechter Wettbewerb. An manchen Tagen hatte man die Auswahl zwischen einem halben Dutzend lie-

bevoll zubereiteter Menüs. Die Männer kümmernten sich unterdessen um die technischen Details. Sogar eine Art Dusche installierten sie für die Kirchenbesetzer, einen schwarzen, an einem Baum befestigten Plastikbehälter, in dem die Sonne das Wasser erwärmte.

An den Abenden, die zum Glück angenehm lau waren, sassen manchmal zwei Dutzend Leute um ein pfadfinderhaftes Lagerfeuer und sangen Lieder zur Gitarre. Es war gar nicht so einfach gewesen, Mike zu erklären, dass «Kumbaya, my Lord» kein schweizerisches Volkslied war. Alles in allem glich die Stimmung mehr einem Ferienlager als einer politischen Demonstration.

Und das war genau das Problem, zumindest aus der Sicht von Alwin Berger.

Über eine Besetzung, die auf keinerlei Widerstand stösst, lassen sich keine gutverkäuflichen Artikel schreiben, und friedlich picknickende Menschen, auch wenn sie verschiedener Hautfarbe sind, geben kein Fotosujet ab, für das sich sensationslüsterne Bildredakteure interessieren. Dabei tat Alwin sein Bestes. Die vom dörflichen Verschönerungsverein eingerichtete Feuerstelle auf dem Picknickplatz, die ihm zu sehr nach vergnüglicher Freizeitgestaltung aussah, ergänzte er durch eine offene Raviolibüchse auf dem Grill und setzte als Bildunterschrift dazu: Selbst primitivste Lebensumstände können sie nicht abschrecken. So passte auch dieses Lieblingsziel ausflügelnder Familien plötzlich perfekt zum Thema.

Denn das war die Geschichte, die Alwins journalistische Karriere endlich in höhere



Sphären, vielleicht sogar in den Olymp einer Festanstellung beim *Blick*, katapultieren sollte: Diese Kirche – na schön: Diese Kapelle – war besetzt von verzweifelten Menschen, die sich anders nicht mehr zu helfen wussten. Leute wie Mike.

Dabei hatte der die Idee zuerst überhaupt nicht verstanden. Von der Macht der Presse hatte man da unten in Afrika wohl noch nie etwas gehört. Alwin hatte auf ihn einreden müssen wie ein Telefonverkäufer, der jemandem ein Heftliabonnement aufschwätzen will. Aber wozu war man schliesslich Journalist und wusste mit Worten umzugehen?

«Du darfst dich nicht einfach so herumschubsen lassen», hatte er ihm gesagt. «Sonst verlocken Sie dich da oben in deinem Kaff, bis du schimmlig wirst. Die Schweiz ist das Land der Unternehmer, hier wird nur geschätzt, wer etwas unternimmt. Deine Kollegen wissen schon, was sie tun. In Zürich haben sie mit einer solchen Aktion sogar einmal den Hans Hollenstein dazu gebracht, etwas fast definitiv zu entscheiden, und wer den Hans Hollenstein kennt, weiss, dass das eine grosse Leistung ist.»

«Aber wenn man eine Kirche besetzt», hatte Mike gefragt, «stört das die Leute nicht?»

Es war ihm einfach nicht beizubringen, dass genau das der Zweck der Übung war. Stachel im Fleisch sein. Ein öffentliches Ärgernis, das man nicht einfach so ignorieren konnte. Und natürlich: gutes Material für den Artikel – ach was, für die Artikelserie, die Alwin darüber schreiben würde.

«Und kann ich dann in der Schweiz bleiben?»», hatte Mike gefragt.

Alwin hatte ihm nichts versprochen. Nichts Definitives. Er hatte nur eine wissende Miene aufgesetzt, aus der man herauslesen konnte: «Lass mich nur machen, das kommt schon gut.»

Und Mike, das lag wohl an der Kultur, in der er aufgewachsen war, war nicht der Typ, der ein «Nein» lange durchhalten konnte. Wenn man nur entschieden genug auftrat, dann machte er am Ende, was man ihm sagte. Und so hatte er sich den friedlichen Sans-Papiers angeschlossen.

Den viel zu friedlichen Sans-Papiers. Alwin Berger hatte sich wirklich mehr von der Geschichte versprochen. Wenn man einfach gastfreundlich aufgenommen wird und sich so gar kein Widerstand regt, macht eine Besetzung rein journalistisch gesehen nicht viel her.

Alwin gab sich grosse Mühe, die Sache in seinen Texten ein bisschen dramatischer zu machen. In den Artikeln, die er an die grösseren und – man hatte schliesslich eine Informationspflicht – auch an die kleineren Zeitungen des Landes schickte, verwendete er eine Technik, für die er das schöne Wort journalistische Zuspitzung gefunden hatte. Man hätte sie auch einfach Übertreibung nennen können, aber so formulierten das seiner Meinung nach nur Leute, die vom Presseberuf nichts verstanden. Es war ja nicht etwa so, dass er einfach etwas erfand. Wenn er von heftigen Diskussionen mit Gegnern der Besetzung schrieb, dann hatte auch tatsächlich einmal eine ältere Dame angesichts der Transparente den Kopf geschüttelt und gesagt: «Also, das gaat ja würlkli nöd.» Einmal, als die Unterstüztzer die

ganze Nacht vor Ort geblieben waren, weil es am Lagerfeuer so gemütlich und die Nacht so lau gewesen war, deutete Alwin diese Tatsache ein ganz kleines bisschen um und vermeldete, man habe einen Wachdienst rund um die Uhr einrichten müssen, weil jederzeit mit Angriffen fremdenfeindlicher und rechtsradikaler Elemente zu rechnen sei. Dass diese Angriffe dann ausblieben, dafür konnte er nichts. Es war doch möglich, dass es tatsächlich die Nachtwache gewesen war, die sie verhindert hatte. Zumindest konnte niemand das Gegenteil beweisen.

Und doch wurden seine Artikel nur spärlich abgedruckt. Und das, obwohl der neue Bundesrat doch nun endlich gewählt und in den Zeitungen wieder Platz für anderes war. Da hätten die Redaktionen doch eigentlich über einen Mann wie Alwin glücklich sein müssen. Bloss waren sie es nicht. Die erste Meldung hatten ihm noch ein paar Blätter abgenommen. Aber dann war schon wieder die nächste Sau durchs Dorf getrieben worden.

Es passierte eben auch anderswo immer wieder etwas, und die Zeitungsschreiber landauf und landab warfen dann immer gleich dankbar ihre Computer an und kommentierten ihre vorgegebenen Spalten voll.

«Tut uns leid», liessen die Redakteure Alwin wissen, «aber die Story von der Kirchenbesetzung ist gegessen, ausgelutscht bis auf die Gräten. Melden Sie sich wieder, wenn in der Sache etwas Neues passiert, vielen Dank und tschüss.»

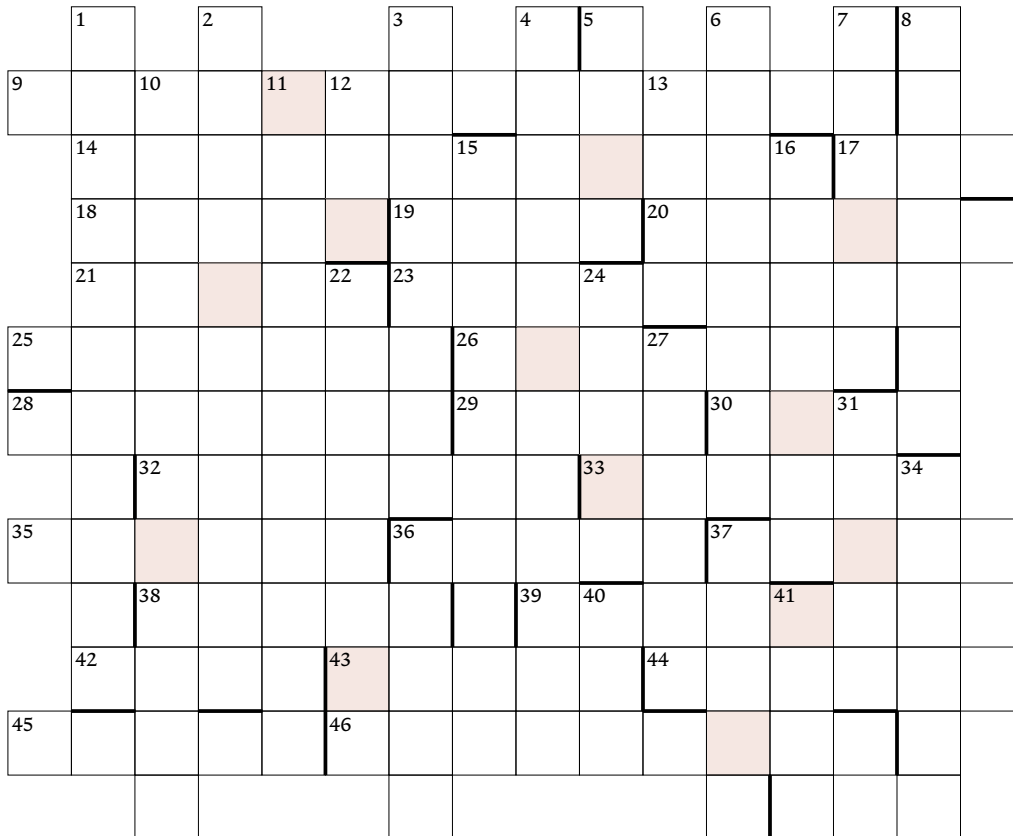
Aber was sollte Neues passieren? Darüber zerbrach sich Alwin ganze Nächte lang den Kopf. Wenn nur Pfarrer Linsi und seine Kirchenpfleger nicht so ekelhaft tolerant gewesen wären. Oder wenn wenigstens die Behörden auf stur geschaltet hätten. Aber nein, die versuchten, die Angelegenheit einfach durch Nichtbeachten einschlafen zu lassen. Und dabei hatte Alwin doch so sehr auf eine dramatische Räumungsaktion, komplett mit Knüppel schwingenden Polizisten, gehofft. Und was passierte? Nichts. Auf allen Seiten nichts als Friede, Freude, Eierkuchen und «Kumbaya, my Lord».

Sein Lebenstraum von einer Festanstellung beim *Blick* rückte in immer weitere Ferne. Aber Alwin war keiner, der so leicht aufgab. Und so beschloss er, den Ereignissen um der journalistischen Effektivität willen ein kleines bisschen nachzuhelfen.

Folge 44 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass



Lösungswort — Appenzeller, an seinen Produkten gemessen

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 9 Internationaler Triangulationspunkt. 14 Vernünftig zu entscheiden hat die Power eines alten Stücks. 17 Zwischen ist Italienern wie ein Bruder. 18 Britenschleim, nur wenig mehr als dünn. 19 Was es den Staat kosten darf. 20 Über dem Lago Maggiore liegt sie nicht in (italienischem) vino. 21 Schlagen kann auch für Meister Lampe einen haben. 23 Sinnliche Empfindung in aller Munde. 25 50 Tage nach Ostern entwickelt die Blume Stacheln. 26 Ausdrucksform von Lappen im Tal (j = i). 28 Beim Bezahlen kann der Schein vielfach trügen. 29 Reinkommen von englischem Einkommen (v. h.). 30 Gutes wurde hier vulkanisiert (y = i). 32 Vom U-Boot abgefeuerter Kaugummi. 33 Seltsamer Plural des seltsamen Quarks. 35 Er benimmt sich schlecht in der Rue Pelerin. 36 Fürs Sieb: siehe Heise. 37 Er hat den visionären Durchblick. 38 Franzosen geht der Schuss nach hinten los. 39 Das Referat ist wirr, aber nicht nachtragend. 42 Brechts Figur wird damit zum Turken. 43 Zuckersäfte zwischen null und leicht. 44 Glasessform. 45 Weitgehend fremdes Element. 46 Kleines Gebäck für Betrogene.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Die Einstellung zum Wohnraum zieht Arbeit nach sich. 2 Globuline, nicht zwingend von vergeistigten Menschen. 3 Qualitative Lektüre und deren Exklusivleser. 4 Der Stürmische ist kein Braver mehr. 5 Er lässt sich zwischen Q und Z ertasten. 6 Backstubenriebtäter. 7 Reduziert angebotene Handlung. 8 Der Teilhaber in einer Lehrabschlussprüfungsalternative. 10 Die Reinigung des Männlichen hat Erklärungsbedarf. 11 Zunehmende Geistesschwäche lässt sich bestreiten. 12 Wird öffentlich aufs WEF geworfen (y = i). 13 Indonesische Weichwarensinsel (j = i). 15 Selten hartes Mineralgewürz. 16 Mit nur drei Rudern wäre sie ins Rudern gekommen. 22 Jöööeffektiv. 24 Ein Schlag für sportliche Schmetterlinge. 27 Beim Würfeln ist nicht alles Müller oder was? 31 Standtyp von 28 Waagrecht. 34 Pulverdampfgrüsse sind eigentlich nicht zum Lachen. 36 Wo nach Franz Heinzer gepistet wird. 37 Selbst am Heiligen kommt man nicht um diesen Gang herum. 40 Aminöse Spargelsäure im Dreibuchstabencode. 41 Sie wird fast 900 km vor die Wahl gestellt.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 134

S	G	B	H	H	E										
A	P	P	E	T	I	Z	U	E	G	L	E	R	S		
P	I	L	G	E	R	O	E	H	R	R	O	L	L	T	
E	A	E	E	K	L	I	T	Z	E	K	L	E	I	N	
S	E	N	K	E	L	T	P	E	N	I	B	E	L		
E	S	T	L	A	N	D	G	O	N	Z	O	R	A	H	
B	Z	E	N	T	R	E	N	S	E	R	A	P	I	S	
C	U	C	I	N	A	E	N	T	S	A	G	U	N	G	
E	H	S	E	R	I	O	I	A	T	U	N	E	I		
B	R	E	T	O	N	S	S	A	C	H	L	A	G	E	
G	N	U	M	U	T	S	C	H	E	L	L	E	N		
F	E	R	N	A	N	D	E	L	E	N	O	T	U	E	T
R	G	G									N	E	L		

Waagrecht — 7 APPEITIZUEGLER 16 PILGER (Santiago de Compostela) 17 OEHR (Gleichnis v. Nadel...) 18 ROLLT («Aber der Wagen, der ...»; «der Rubel ...») 19 EAEE (Vokale in «Nepalesen» und «Hexameter») 20 KLITZEKLEIN (reimt auf «Spitze sein») 21 SENKEL («jmdn. in den ... stellen») 22 PENIBEL 24 ESTLAND (in der Gruppe 5 der WM-Qualifikation 2010) 25 GONZO (Figur in der «Muppet Show») 27 RAH 29 ZENTREN (Zen-Tren) 31 SERAPIS (Verschmelzung von Osiris und Apis) 32 CUCINA (= ital. Küche) 33 ENTSAGUNG 36 HSE («hic situs est», lat. Grabinschrift f. «hier liegt») 37 RIOIA (span. Weinbaugbiet) 38 TUNE (engl. Melodie) 39 BRETONS (= frz. Bretonen) 41 SACHLAGE 43 GNU (in «agnus» = lat. Lamm) 44 MUTSCHELLEN (Pass im Kt. AG, 551 m) 45 FERNANDEL (frz. Schauspieler † 1971; Film «Ich und die Kuh») 46 ENOTUET (Teutone, nicht Herkunft des Wortes «Deutscher»)

Senkrecht — 1 SPIESSBUERGER 2 GEGENLEISTUNG (Leistung = Energie pro Zeit) 3 BIRKEN (...stocksandalen) 4 HERZENSSACHEN 5 HELLBRAUN 6 ERLE (Baum) 8 PLAETZCHEN (Gebäck) 9 TEEKANNE (Tülle = Ausguss) 10 TOLLDREIST 11 ZEITGENOSSE 12 UHT (Ultrahocherhitzung) 13 GRENZE («... des Wachstums») 14 LOKI (nord. Gott) 15 STIL («eine Frage des ...s») 22 PONTIAC (Häuptling d. Ottawa; Automarke, die eingestellt wird) 23 EAP (= Edgar Allan Poe, aus «EAP + Ronald egal») 26 ORGULLO (= span. stolz; Robert, österr. Komponist † 1975) 28 HIGIENE 30 TARNUNG 34 ATHENE (griech. Göttin; «Eulen nach Athen tragen») 35 NEGEUL («Lügen haben kurze Beine») 40 OMA (in «Noma-denstamm») 42 ALT (Singsstimme)

Lösungswort — ETABLISSEMENT

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering

GEOX

ATMET



GEOX BREATHING SYSTEM



Trage Geox. Erlebe dank der exklusiven und patentierten atmungsaktiven Systeme ein neues Wohlgefühl.
Erfunden und designed in Italien.

International Patent

- are trademarks of Geox Spa

Geox - Respira -

GEOX.com